

### Hier sind wir! Junge feministische Sozialpädagoginnen und ihre Aufforderung zu einem Dialog der Generationen

Kagerbauer, Linda

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kagerbauer, L. (2008). *Hier sind wir! Junge feministische Sozialpädagoginnen und ihre Aufforderung zu einem Dialog der Generationen..* Marburg: Büchner-Verlag. <https://doi.org/10.14631/978-3-941310-55-1>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

**Linda Kagerbauer**

---

# **Hier sind wir!**

**Junge feministische  
Sozialpädagoginnen  
und ihre Aufforderung  
zu einem Dialog der  
Generationen**

Linda Kagerbauer

**Hier sind wir!**

**Junge feministische Sozialpädagoginnen und ihre  
Aufforderung zu einem Dialog der Generationen**



Linda Kagerbauer

**Hier sind wir!**

**Junge feministische Sozialpädagoginnen und ihre  
Aufforderung zu einem Dialog der Generationen**

**Büchner-Verlag**  
Wissenschaft und Kultur



Dieses Werk erscheint unter der Creative-Commons-Lizenz 4.0 (CC-BY-NC). Diese Lizenz erlaubt unter dem Vorbehalt der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium, jedoch nur für nicht kommerzielle Zwecke. Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

ISBN (Print): 978-3-941310-01-8

ISBN (ePDF): 978-3-941310-55-1

DOI: 10.14631/978-3-941310-55-1

Erschienen 2008 im Buechner-Verlag

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
Einleitung .....	9

## **Teil I: Historische Entwicklung eines feministischen Berufsverständnisses in der Sozialen Arbeit**

1. Von der Berufung – zum Beruf – zur Profession .....	13
1.1 Die erste deutsche Frauenbewegung – „Zeitlose Tugend weiblicher Seele“ .....	15
1.2 Die zweite deutsche Frauenbewegung – „Frauen, gemeinsam sind wir stark!“ .....	19
Das andere Selbstverständnis .....	25
1.3 „Matratzen raus!“ – Vom Selbsthilfeansatz zur Dienstleistungsorientierung .....	27
Mädchenarbeit und andere „kleine“ Schwestern.....	31
Wendepunkte und Übergänge .....	33

## **Teil II: Gegenwärtige Perspektive: Die junge Generation im Blick qualitativer Sozialforschung**

2. „Du warst ja nicht dabei!“ – Konfliktorientierte Einführung in meine Beobachtungen .....	37
2.1 Methodologische Einführung .....	41
Die Hinführung: Gruppendiskussion .....	44
Die Hinführung: Expertinneninterview .....	46
Die Auswertung .....	48
3. „Hier sind wir!“ .....	51
3.1 Wer wir sind I: Generationenbilder .....	51
3.2 Wer wir sind II: Selbstbilder .....	62
Identitätssuche .....	68
3.3 Wo wir sind I: Verortungen .....	78
3.4 Wo wir sind II: Intergenerative Perspektiven .....	85
4. „Da sind sie nun...!“ Ein abschließender Blick auf das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen ...	97
Literaturverzeichnis .....	103





## Vorwort

von Prof. Dr. Elke Schimpf (Evangelische Fachhochschule Darmstadt)

**Hier sind wir!** Ein selbstbewusster Satz der verdeutlicht, dass junge Frauen, die sich selbst als Feministinnen verstehen, sich einmischen wollen in fach-politische Diskurse. Sie artikulieren ihren Anspruch auf eigene Räume und Zeiten für eine frauen- und genderpolitische Verständigung. Der selbstbewusste Satz weist auch darauf hin, dass die jungen Frauen als politisch interessiert wahrgenommen und erkannt werden wollen.

In ihrer eigenen Erhebung – einem Gruppengespräch mit jungen Frauen – zeigt die Autorin, dass aufgrund der Pluralisierung von Lebensformen und erweiterter Handlungsspielräume, neue Wege und Zugänge gesucht werden, um frauen- und genderpolitisch aktiv zu werden. Ein zentrales Interesse der Autorin mit ihrem Gruppengespräch ist, jungen Frauen Artikulationsräume zur Verfügung zu stellen und sichtbar zu machen, wer sie sind und was sie wollen. Junge Frauen erleben sich v.a. als Einzelkämpferinnen, da kollektive Bezüge kaum noch vorhanden sind und wenig von ihnen genutzt werden können. Sowohl in der Gesellschaft, wie auch in professionalisierten Kontexten gibt es zu wenig Raum für gender- und frauenpolitische Bildungsprozesse und Diskussionen. Interessant ist, dass die befragten jungen Frauen zunächst nicht ihre eigene Lebenssituation, sondern v.a. die Lebenssituation von Mädchen – also der nächsten Generation – in den Blick nehmen und thematisieren. Für die Mädchen fordern sie Räume, in welchen Widersprüche ausgehalten, Konflikte benannt und Unsicherheiten formuliert werden können. Politische Erfahrungen und Wissen sind generationsübergreifend weiterzugeben, ohne dass sich Mädchen und junge Frauen bevormundet oder gegängelt fühlen.

Die Autorin zeigt anhand eines weiteren Interviews – mit einer berufserfahrenen Professionellen –, dass in Bezug auf die Einschätzung junger Frauen lediglich Vermutungen geäußert werden. Insofern sind Räume zur Verständigung und Anerkennung in professionellen und politischen Kontexten für beide Frauen-Generationen von Relevanz. Die ältere Frauengeneration hat den Auftrag mit der jüngeren in Verhandlung zu treten und den Blick auf die interessierten, aktiven jungen Frauen zu lenken, statt zu lamentieren, dass kaum noch frauenpolitisches Bewusstsein vor-

handen ist. Die jungen Frauen sind aufgefordert, ihre Interessen zu artikulieren und darüber sichtbar zu werden.

Mit ihrer Publikation ist es Linda Kagerbauer gelungen, die zunehmende Entkoppelung von Professionalität und Politik darzustellen und kritisch zu bewerten. Die Verlagerung gesellschaftlicher Verantwortung auf individuelle Leistungen einzelner Personen wird in Bezug auf die Professionalitätsentwicklung problematisiert. Sowohl die theoretischen wie auch die empirischen Erkenntnisse enthalten wertvolle Hinweise, die zur Reflexion und Einschätzung gesellschaftlicher Konfliktsituationen und deren Einfluss auf den Berufsalltag genutzt werden können. Die Autorin liefert mit ihrer Arbeit einen Beitrag zur Förderung einer intergenerativen Konfliktkultur, die vielfältige Perspektiven für eine gender- und frauenpolitische Praxis eröffnet und einen besonderen Erkenntnisgewinn liefert, in einer Zeit, in welcher strukturelle Konflikte vorwiegend individualisiert und personalisiert werden. Um kollektive Lernprozesse und kooperative Bündnisse zu ermöglichen und neue Politikformen im Genderdiskurs zu entwickeln, bedarf es noch weiterer Projekte und wie dieses.

## Einleitung

„Hier sind wir!“ – Ein progressiver, richtungweisender und leidenschaftlicher Hinweis. Ein Hinweis, der mit dem Blick auf das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen den Versuch unternimmt, eine berufsbiografische Verortung vorzunehmen, den Weg sowie das Profil junger Feministinnen zu zeichnen, um ihnen eine Stimme zu geben. Denn die Stimmen und Schlachtrufe der zweiten deutschen Frauenbewegung sind leiser geworden, diversifiziert und eingebettet in institutionelle Rahmen der Sozialen Arbeit. Diese Leistung lässt sich als Erfolg jahrzehntelanger Kämpfe und Professionalisierung verstehen. Es gilt diese sozial-infrastrukturelle Verankerung feministischer Sozialarbeit zu würdigen. Gleichzeitig muss dieser Erfolg immer wieder kritisch geprüft und Veränderungen der politischen Öffentlichkeit sowie Bedingungen feministischer Arbeit wahrgenommen und politisch kontextualisiert werden. Es ist einleitend zu konstatieren, dass sich für junge, feministische Sozialpädagoginnen durch Prozesse der Institutionalisierung und Professionalisierung der Boden feministischer Arbeit verändert hat. Junge Frauen, aufgewachsen in der Selbstverständlichkeit frauenpolitischer Er rungenschaften, stehen vor verwandelten gesellschaftlichen sowie frauenpolitischen Bedingungen. Die fehlende öffentliche und politische Präsenz junger feministischer Frauen gibt Auskunft über die gegenwärtige Verortung feministischer Arbeit und macht gleichzeitig auf den Generationenkonflikt, dem ich ebenfalls einen gesellschaftspolitischen Ursprung unterstelle, sowie auf strukturelle Konfliktpotentiale in der feministischen Tradition sozialer und politischer Arbeit aufmerksam. Folgerichtig fragt Barbara Coors in ihrem Aufsatz: „Sagt mir, wo die jungen Frauen sind, wo sind sie geblieben?“<sup>1</sup> Im Zuge dieser Diplomarbeit möchte ich mich dieser Frage und den damit verbundenen Konflikten, Antworten und Widersprüchen nähern. Mittelpunkt und Forschungsgegenstand ist das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen im intergenerativen Dialog. Dabei setzt sich der Gegenstand „Berufsverständnis“ aus der Analyse der Zugänge und Motivationen der jeweiligen frauenbewegten Generationen zusammen. Meine Definition von Berufsverständnis lehnt sich an das Konstrukt einer beruflichen Identität von Rita Jünemann an:

„Es wird davon ausgegangen, daß sich berufliche Identität im Prozeß psychischer Verarbeitung von beruflichen Erfahrungen aufbaut, die sich wiederum als

---

<sup>1</sup> Coors In: Rieger 1993, S. 123

Synthese von einerseits Berufsbild und andererseits Selbstbild, Selbstwertgefühl und Selbstkonzept generieren.“<sup>2</sup>

Dabei versteht sich Identität nach Kilian als eine „Struktur des Menschen, durch die das psychische mit dem gesellschaftlichen und das gesellschaftliche mit dem psychischen verbunden wird“.<sup>3</sup>

Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Betrachtung der Entwicklungslinien eines feministischen Berufsverständnisses und nimmt damit die Analyse identitätsstiftender Berufsprozesse in den Blick. Das Kapitel beginnt mit dieser historischen Aufzeichnung durch das Knüpfen der Kette „Von der Berufung – zum Beruf – zur Profession“. Der Betrachtung der ersten deutschen Frauenbewegung (Kapitel 1.1) folgt der Blick auf die zweite deutsche Frauenbewegung im Kapitel 1.2. Weiterhin werden die Verberuflichungstendenzen am Beispiel der Frauenprojektbewegung unter Berücksichtigung der feministischen Grundprinzipien Betroffenheit, Parteilichkeit und Ganzheitlichkeit unter der Überschrift „Das andere Selbstverständnis“ dargestellt. Das Kapitel 1.3 („Matratzen raus!“ – Vom Selbsthilfeansatz zur Dienstleistungsorientierung) lenkt den Blick auf gegenwärtige Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse und sichert mit den Unterkapiteln „Mädchenarbeit und andere ‚kleine‘ Schwestern“ sowie „Wendepunkte und Übergänge“ sowohl einen metaperspektivischen Rückblick als auch die Hinführung zur gegenwärtigen Landschaft feministischer Arbeit und Orientierung.

Diesem wissenschaftlichen Einstieg folgt der lebendige und forschungsbezogene zweite Teil dieser Arbeit. Nachdem rückblickend analysiert wurde, wie sich im Zuge der ersten und zweiten deutschen Frauenbewegung ein feministisches Berufsverständnis entwickelt und ausgeformt hatte, werden nun das Berufsverständnis, die Motivation und der Zugang junger feministischer Sozialpädagoginnen zum Forschungsgegenstand. Der konfliktorientierten Einführung in meine Beobachtungen (Kapitel 2.: „Du warst ja nicht dabei!“) folgt die methodologische Einführung in die qualitativen Forschungsinstrumente: Gruppendiskussion und Expertinneninterview (Kapitel 2.1). Auf der Grundlage der gewonnenen Daten ermöglicht die qualitative Inhaltsanalyse die Erarbeitung verschiedener Analysekategorien, die das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen begreifen, beschreiben und verständlich machen wol-

---

<sup>2</sup> Jünemann 1999, S. 40

<sup>3</sup> Ebd., S. 29

len. Diese Analysekatoren präsentieren sich in Form von Kapiteln und stellen die vielfältige und bunte Landschaft jenes Forschungsprozesses dar. So führt das Kapitel „Generationenbilder“ (Kapitel 3.1) durch die Betrachtung generationenspezifischer Merkmale in jene Forschungsreise ein und wird fokussiert durch das Kapitel „Selbstbilder“ (Kapitel 3.2), welches die einzelnen Diskussionsteilnehmerinnen in ihrer Individualität betrachtet. Die sich als Unterkapitel präsentierende „Identitätssuche“ bringt die Ergebnisse der individuellen Betrachtung auf eine Metaebene und liefert Ergebnisse zum weiteren Formen bzw. Verstehen eines jungfeministischen Berufsverständnisses. Außerdem wird durch das Kapitel „Verortungen“ eine weitere praxisbezogene Perspektive eröffnet, die Zugänge und Motivationen junger Feministinnen erklärt und veröffentlicht (Kapitel 3.3). Durch das Expertinneninterview wird mit einer älteren frauenbewegten Kollegin, die ich dem Kontext der zweiten deutschen Frauenbewegung zuordne, der intergenerative Dialog eröffnet, der sich im Abschnitt „Intergenerative Perspektiven“ (Kapitel 3.4) manifestiert. Diese Perspektive ermöglicht das Aufdecken von Widersprüchen und Konflikten im intergenerativen Kontakt und schafft zugleich Transparenz über Meinung, Haltung und Umgang mit einer jüngeren Vertreterinnen-schaft feministischer Sozialarbeit. Ebenso wird in der abschließenden Betrachtung (Kapitel 4.: „Da sind sie nun...!“) der Versuch gewagt, Bedarfe, Grenzen und Chancen sowie die Notwendigkeit intergenerativer Bezüge zu benennen und in praxisrelevante Handlungsschritte zu übersetzen. Es ist Aufgabe dieses letzten Kapitels, Ergebnisse zusammenzufassen und den Stimmen dieser jungen feministischen Sozialpädagoginnen einen Raum zu schenken: um sich zu positionieren, zu verorten und um ihren Platz im Gefüge feministischer Sozialarbeit einzunehmen und einzufordern. Dabei dient die vorliegende Arbeit als Diskussionsgrundlage. Ich möchte dazu einladen, die Vielfältigkeit, Besonderheiten, Unterschiede und Gemeinsamkeiten verschiedener frauenbewegter Zeiten kennen und schätzen zu lernen. Damit versteht sich diese Arbeit als Impulsgeberin, die den Anspruch auf Vollständigkeit nicht erfüllen kann und will. Denn in intergenerativen Bezügen und Kontakten kann es diese Vollständigkeit gar nicht geben. Zu viel Reichtum feministischer Orientierung und Erfahrung füllt den Alltag und die pädagogische Praxis. Vielmehr möchte ich Lust darauf machen aufeinander zuzugehen und einander kennen zu lernen, um den Reichtum und die Schätze der jeweiligen Generationen zu entdecken und konstruktiv zu nutzen.





# HISTORISCHE ENTWICKLUNG EINES FEMINISTISCHEN BERUFSVERSTÄNDNISSES IN DER SOZIALEN ARBEIT

## 1. Von der Berufung - zum Beruf - zur Profession

Der erste Teil dieser Arbeit fokussiert die Wurzeln der heute institutionell und infrastrukturell verankerten feministischen Sozialarbeit.

„Feministische Sozialarbeit ist aus der Entwicklung neuer Arbeitsfelder von Frauen für Frauen – auf der Basis der gemeinsamen Unterdrückungserfahrung – mit dem Ziel der Selbständigkeit und der Überwindung traditioneller Frauenbilder entstanden.“<sup>4</sup>

Die Bedingungen, die junge Frauen heute vorfinden und in denen sie sich bewegen, konstituieren sich aus einer langen frauenbewegten Geschichte. Diese Geschichte verstehen zu lernen setzt einen Erkenntnisprozess frei, der es ermöglicht heutige Konflikte, Formen, Vielfältigkeiten und Farben der professionalisierten feministischen Sozialarbeit besser betrachten zu können.

„Wenn wir nicht wissen, wie die Dinge zu dem wurden, was sie sind, können wir nicht wissen, wie wir sie verändern sollen.“<sup>5</sup>

In diesem Teil werden primär die Zugänge und Motivationen der frauenbewegten Generationen in ihren gesellschaftspolitischen Kontexten betrachtet, um daraus ein generationenspezifisches Berufsverständnis abzuleiten. Weiterhin gilt es den Entwicklungsprozess (feministischer) Sozialarbeit zu zeichnen, um den Weg von der Berufung hin zu professionalisierten feministischen Ansätzen innerhalb der Sozialen Arbeit zu skizzieren.

„Professionalisierung‘ meint einmal den historischen Prozeß der Entstehung und Anerkennung eines Berufes als Profession bzw. als akademischen Expertenberuf sowohl von seinem Wissenstand wie von seinen Qualifikationsanforderungen her als auch von seiner sozialen Bedeutung (...).“<sup>6</sup>

Historisch betrachtet lassen sich in Deutschland zwei große Frauenbewegungen – „(...) organisiertes Streben von Frauen zur Herstellung der politischen, ökonomischen, sozialen, rechtlichen und kulturellen Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft“<sup>7</sup> – feststellen.

---

<sup>4</sup> Brückner 1992 In: Neue Praxis, 22.Jahrgang, Heft 6, S. 528

<sup>5</sup> Mies zit. in: Wallner 2006, S. 9

<sup>6</sup> Roloff 1992 In: Riege 1996, S. 181

<sup>7</sup> Schwendtke 1995, S. 151

Die erste Frauenbewegung entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Inhaltlich gilt es hier zwei Tendenzen zu unterscheiden, die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung. Gemein war diesen Gruppierungen das Schlagwort „Bildung“ als qualifizierende außerhäusliche Tätigkeit. Diese Gedanken wurden durch das Streben nach politischer und rechtlicher Selbstbestimmung als Grundlage der Gleichberechtigung manifestiert.

Die zweite Frauenbewegung zeichnete sich in Westdeutschland in den 1970er- und 80er-Jahren ab. Dieser Bewegung lag ebenfalls ein emanzipatorischer Gedanke zu Grunde, welcher, intensiver als in der ersten Frauenbewegung, mittels einer strukturellen Perspektive den Fokus auf die Kritik am Patriarchat legte. Nach Brockhaus und Kolshorn sind solche Gesellschaften patriarchal, „(...) in denen materielle Güter und Chancen zur Selbstverwirklichung systematisch nach dem biologischen Geschlecht zugunsten des Mannes verteilt werden“.<sup>8</sup> Ausgehend von weiblichen Lebenserfahrungen standen entsprechend den Inhalten der zweiten deutschen Frauenbewegung herrschaftskritische Interessen und die parteiliche Perspektive für Frauen im Vordergrund. Unter dem Begriff Feminismus wird der politisch-theoretische Diskurs dieser Bewegung verstanden: Ein Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen.<sup>9</sup>

Schwerpunkt dieses Kapitels wird es sein, den Blick von der Berufung – der Analyse der ersten deutschen Frauenbewegung – auf die professionelle Ausgestaltung im Rahmen der zweiten Bewegung zu lenken. Mittels dieser Perspektivenerweiterung soll die gegenwärtige Situation feministischer Sozialarbeit unter einem Professionalitätsanspruch reflektiert und der Weg vom Beruf hin zur Profession skizziert werden. Ziel ist es, einen diversifizierten und ganzheitlichen Einblick in die Entwicklungen eines feministischen Berufsverständnisses innerhalb der sozialen Arbeit zu gewähren, um im zweiten Teil die Brücke zum Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen zu schlagen. Es gilt, den Blick zurück mit der gegenwärtigen Perspektive zu verknüpfen, um ein zukünftiges Bild feministischer Sozialarbeit zu formen.

---

<sup>8</sup> Brockhaus 1993, S. 15

<sup>9</sup> Haugg 2003, S. 157



*„Wir waren ernsthaft bei der Sache, wie es nur junge Leute sein können, und wir erwarteten auch von den anderen ernst genommen zu werden. Wir wollten die Welt verändern und glaubten dazu in der Lage zu sein. Das erste, was wir taten, war, unser eigenes Leben zu verändern.“<sup>10</sup>*

## **1.1 Die erste deutsche Frauenbewegung - „Zeitlose Tugend weiblicher Seele“**

„Die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Europa sich formierenden Emanzipationsbestrebungen von Frauen thematisieren einen zentralen Widerspruch der bürgerlichen Gesellschaft: ihre Forderung nach Freiheit und Gleichheit für alle Menschen bei gleichzeitiger Vorenthaltung gleicher Rechte für einen Großteil der Bevölkerung.“<sup>11</sup>

Diese, im Zusammenhang mit den liberalen Bestrebungen während der Revolution im Jahre 1848 nach Deutschland transportierte Perspektive politischer und rechtlicher Selbstbestimmung in gleichberechtigten Lebensformen, war wesentlich inspiriert durch die in dieser Zeit propagierten Menschenrechte und universellen Forderungen nach Gleichberechtigung. Aus diesem politischen Kontext heraus gilt es die ersten Anzeichen der Frauenbewegung im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnissen jener Zeit zu verstehen. Für das Bürgertum bewertet Herrad Schenk die Entstehung der ersten deutschen Frauenbewegung als Charakteristikum einer fortschreitenden industriellen Gesellschaft, die vor allem die Trennung von Familie und Arbeitswelt sowie die Rolle der Frau als bürgerliche Hausfrau gesellschaftlich manifestierte.<sup>12</sup> Im Zuge dieser Tendenzen versteht sich die Entwicklung einer Frauenbewegung als Reaktion auf den gesellschaftlichen Wandel. Dabei gilt es zwei Richtungen dieser ersten deutschen Frauenbewegung zu unterscheiden, welche die unterschiedlichen Emanzipationskonzepte und Strategien repräsentieren: Die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung.

Die proletarische Frauenbewegung setzte sich vor allem für die Belange der Fabrik- und Lohnarbeiterinnen ein. Die fortschreitende Industrialisierung und der damit verbundene kontinuierliche Anstieg der im industriellen Sektor beschäftigten Arbeiterinnen motivierte die sozialistischen Frauen jener proletarischen Bewegung, für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Bezahlung sowie den Ausbau des Arbeiterinnen- und

---

<sup>10</sup> Alice Salomon zit in: Schröder 2001, S. 9

<sup>11</sup> Sachße 1994, S. 105

<sup>12</sup> Vgl. Schenk 1983, S. 221

Mutterschutzes einzutreten. Dieser sozialistischen Haltung, welche dem Denken der politischen Arbeiterbewegung jener Zeit entsprach, standen die karitativen Motive der Frauen des gehobenen Bürgertums und damit der bürgerlichen Frauenbewegung gegenüber. Der Zugang zu diesem bürgerlichen Teil der ersten deutschen Frauenbewegung entstand durch das Bemühen privilegierter Frauen, ihre Zeit mit sozialen, ehrenamtlichen Tätigkeiten sinnvoll zu nutzen. Das sich gesellschaftlich festigende neue Frauenideal, welches die bürgerlichen Frauen vorrangig auf Haushalt und Familie festschrieb, ließ ihnen viel Zeit und Raum zur Ausgestaltung dieser karitativen Motive. Die aus dem Familien- und Frauenideal und den realen Lebensbedingungen erwachsenen Diskrepanzen sowie die gesellschaftliche Abwertung weiblicher Arbeit und Leistung speisten die Inhalte, Aktivitäten und damit Motivationen der bürgerlichen Frauenbewegung.

„Für die bürgerlichen Frauen begründete der Wunsch nach ökonomischer Selbstständigkeit, den Versuch, dem eigenen Leben einen Sinn zu geben, Eheverweigerung und schließlich das Ziel, sich selbst und die Hausfrauenarbeit gemäß ihrer gesellschaftlichen Bedeutung aufzuwerten und einen gesellschaftlichen Machtzuwachs zu erreichen, ihre Tätigkeit im sozialen Bereich.“<sup>13</sup>

Neben gesellschaftlicher Abwertung weiblicher Arbeitszusammenhänge motivierte die fehlende Verfügungsgewalt über Eigentum sowie das nicht existierende Anrecht auf Arbeit die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung für ökonomische und politische Besser- und Gleichstellung einzutreten, um in dieser Form Teilhabe an gesellschaftspolitischen Prozessen zu erlangen. Diese bürgerliche Strömung der ersten deutschen Frauenbewegung stellte „(...) neben übergreifenden Emanzipationszielen (gleiche Rechte für Frauen und Männer) und sozialreformerischen Interessen vor allem die Eröffnung von Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für Frauen in den Mittelpunkt ihrer Aktivitäten und Forderungen (...)“.<sup>14</sup> Weiterhin gilt es in der bürgerlichen Frauenbewegung zwei Flügel zu unterscheiden, die sich im Zuge inhaltlicher Differenzen bildeten: Einen radikalen sowie einen gemäßigten Flügel. Die radikalen Frauen repräsentierten die Ansprüche und Forderungen nach Gleichberechtigung und Gleichstellung unabhängig von der traditionellen Bindung des Frauseins. Die Frauen, welche eine solche kämpferische, individualistische, liberale sowie frauenrechtsorientierte und damit feministische Weltanschauung vertraten, verbanden „(...) konkrete Sozialarbeit mit Aufklärung und

---

<sup>13</sup> Riemann zit. in: Schimpf In: Rendtorff/Moser 1999, S. 265

<sup>14</sup> Olk In: Nestmann/Schmerl 1991, S. 90

Propaganda“.<sup>15</sup> Während für diesen Teil der Frauenbewegung vor allem die gesellschaftliche Beschränkung, Machtlosigkeit und der Ausschluss von gesellschaftlichen Funktionen handlungsleitend waren und damit als Motivation zu begreifen sind, steht der gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung für das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“. In diesem Konzept trägt sich der Gedanke, dass die wohltätige Frau und Mutter, mittels ihrer weiblichen Kräfte und Charaktereigenschaften sowie Wesenhaftigkeit als Frau, besonders geeignet für soziale, pflegerische und erzieherische Berufe sei.

„Die Forderung nach neuen Entfaltungsmöglichkeiten für die Frauen beruht daher auf dem tief wurzelnden Glauben, daß es Aufgaben im sozialen Leben gibt, die die Frau ihrer Natur nach besser lösen kann als der Mann; daß die Frau einen neuen wertvollen Einschlag in die Kultur hineinbringen wird, wenn sie *ihre besondere Gabe, ihre besondere Eigenart* im öffentlichen Leben nutzen kann.“<sup>16</sup>

Das Prinzip der „geistigen Mütterlichkeit“ ermöglichte die ideologische Rechtfertigung weiblicher und frauenbewegter Emanzipationsbestrebungen und sicherte zugleich die öffentliche Einflussnahme im Kampf um die Anerkennung weiblicher Leistungen sowie die Mitgestaltung gesellschaftlicher Bedingungen. Denn Mütterlichkeit als „(...) Inbegriff der erzieherischen, hegenden und pflegenden Potenzen der Frau, ihre Fähigkeit gefühlvoller Emotionalität und Wärme“<sup>17</sup> versteht sich gleichzeitig als Kritik der männlich und kapitalistisch ausgeformten Gesellschaftsstruktur jener Zeit. Als Pionierin lässt sich Alice Salomon verstehen, die mit der Eröffnung der ersten nicht konfessionellen Frauenschule in Berlin im Jahr 1908 sowohl die gesellschaftliche Einflussnahme weiblicher Arbeitszusammenhänge sicherte als auch die Verberuflichungsprozesse der Sozialen Arbeit begründete und institutionell verankerte.

„Die gesellschaftliche Arbeit der Frau – auch die Berufsarbeit – wurde nunmehr konsequent verstanden als Instrument zur Verwirklichung ihrer kulturellen Mission, zur Durchsetzung von Mütterlichkeit auch jenseits des engen Kreises der Familie.“<sup>18</sup>

Für den Kontext der vorliegenden Arbeit und mit Blick auf das Charakteristikum „Berufung“ lässt sich als zentrale Motivation und Zugang das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ verstehen. Der Zugang zu dieser Form eines weiblichen Berufsverständnisses wurde durch das Frausein

---

<sup>15</sup> Schenk 1983, S. 44

<sup>16</sup> Olk In: Nestmann/Schmerl 1991, S. 96

<sup>17</sup> Sachße 1986, S. 110

<sup>18</sup> Ebd., S. 115

selbst ermöglicht und „(...) karitative wie traditionell weiblich-mütterliche Ideale wurden als persönliche Voraussetzung mit der sozialpädagogischen Berufsrolle verknüpft“.<sup>19</sup> Das Besinnen auf diesen besonderen Kulturbeitrag verhalf den Frauen dieser Zeit nicht nur ihrem sozialen Interesse nachzugehen, Mutterschaft und Beruf zu vereinbaren, sondern eröffnete ebenfalls Prozesse der gesellschaftlichen Teilhabe. Diese Berufung zur Gestaltung einer humaneren Gesellschaft und „(...) schließlich ihre Mütterlichkeit, die Fähigkeit, die Mutterliebe vom Haus auf die Gemeinde zu übertragen, auf die Welt, die dieser Kräfte so dringend bedarf“<sup>20</sup>, versteht sich als Spezifikum eines weiblichen Berufsverstehens – als ethische Verpflichtung<sup>21</sup> – der Frauen der gemäßigten bürgerlichen ersten deutschen Frauenbewegung. Mit abschließendem Blick auf Elke Schimpf bleibt festzuhalten, dass „[d]ie Professionalisierung von Mütterlichkeit und Fürsorge emanzipatorische Aspekte [enthält], im Sinne einer Steigerung des Wertes der Frauenarbeit, wie auch konservative Aspekte, im Sinne des Verharrens in traditionell-weiblichen Mustern“.<sup>22</sup> Weiterdenkend und reflektierend hatten die Betonung und Institutionalisierung weiblicher Besonderung in Form der „geistigen Mütterlichkeit“ sowie die Konstituierung des Geschlechterdualismus für soziale Berufe die Folge, dass gesellschafts- und patriarchatskritische Positionen ausgeblendet und stereotype Eigenschaftszuschreibungen zur Legitimierung patriarchaler Strukturen genutzt wurden.<sup>23</sup> Ein solches Emanzipationsideal manifestierte im weitesten Sinne nicht nur die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, sondern erschwerte ebenfalls den Zugang zu einer selbstkritischen Reflexion weiblicher Sozialarbeit, die Entwicklung eines gesellschaftskritischen Blickes als berufsbedingte Kompetenz sowie das Aufdecken patriarchaler Wirkungsmechanismen. Resümierend lässt sich nach Elke Schimpf „geistige Mütterlichkeit“ „(...) als reaktionäres Ideal, das Frauen in ihren Berufsrollen auf Unterordnung, Stereotypen und biologischen Determinismus verpflichtet, andererseits als fortschrittliche und utopische Möglichkeit eines auf Geschlechterdifferenz basierenden Feminismus (...)“<sup>24</sup> verstehen. Den Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen sahen die Frauen dieser frauenbewegten Generation also

---

<sup>19</sup> Schimpf In: Rendtorff/Moser 1999, S. 268

<sup>20</sup> Salomon zit. in: Brückner In: Neue Praxis, 22.Jahrgang, Heft 6, S. 525

<sup>21</sup> Vgl. Zeller zit. in: Schimpf In: Rendtorff/Moser 1999, S. 268

<sup>22</sup> Schimpf In: Rendtorff/Moser 1999, S. 269

<sup>23</sup> Vgl. ebd., S. 269

<sup>24</sup> Ebd., S. 267

weniger in der gesellschaftspolitischen Verantwortung als mehr in ihrem eigenen Handlungsauftrag.

Durch die wirtschaftliche und soziale Umwälzung als Folge des ersten Weltkrieges schritt die Professionalisierung der Sozialen Arbeit schnell voran. Neue Interessengruppen drangen in die Ausbildungskontexte ein und ermöglichten die Integration der Sozialen Arbeit als festen Bestandteil der in die kommunale Fürsorgeapparatur. In den folgenden Jahren etablierte sich die Soziale Arbeit als Dienstleistungsberuf, bis diese Verberuflichung durch die Machtübernahme des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland ein vorläufiges Ende fand.

*„Drum ihr Frauen, sprengt die Ketten,  
die euch binden an das Haus,  
Männerherrschaft ist zu Ende,  
mit dem Ducken ist es aus.  
Frauen tun sich jetzt zusammen,  
kriegen raus, was da nicht stimmt,  
warum wir trotz roter Rosen  
dennoch unzufrieden sind.“<sup>25</sup>*

## **1.2 Die zweite deutsche Frauenbewegung - „Frauen, gemeinsam sind wir stark!“**

Nach der kriegsbedingte Auflösung organisierter frauenbewegter Bestrebungen kehrte die frauenspezifische und politische Perspektive in bewegter Form erst Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre zurück in den Lebensalltag von Frauen und in den Blick der Sozialen Arbeit. Die sich im Zuge der Studentenbewegung 1968 formierende neue Frauenbewegung verstand sich nicht nur als Antwort auf eine patriarchale und arbeitsteilig organisierte Gesellschaft, sondern als Reaktion auf kulturelle, soziale und wirtschaftliche Veränderungen. Diese begründeten die traditionelle Rolle der Frauen erneut und offenbarten sich als frauenfeindlich und diskriminierend.

„Der Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegsjahre in den Gesellschaften des Nordens sowie die Expansion des Bildungssektors ermöglichte nicht nur die ökonomische Verselbständigung der Frauen und damit die Chance, einer unbefriedigenden familiären und ehelichen Situation zu entrinnen, sondern auch die

---

<sup>25</sup> Aus dem Frauenzentrumslied der Frankfurter Frauengruppe, 1973 zit. in: Koppert 1993, S. 80



Erfüllung einiger zentraler Forderungen nach Bildungs- und Karrierechancen und damit einen eigenen Lebensentwurf“.<sup>26</sup>

Als Modell neuer Kollektivität und mit dem Konzept einer Frauenbefreiungspolitik spiegelten die Anfänge dieser frauenbewegten Generation die diskriminierenden Lebenslagen jenes politischen Kontextes wider.

„Diese sozioökonomische Konstellation führte zur unhinterfragten Dominanz der weißen, heterosexuellen Frauen aus der gebildeten Mittelschicht, die ihrerseits die Emanzipation über die Bildung suchten und vornehmlich die bürgerliche Familie mit ihrer patriarchalen Grundstruktur und geschlechtsspezifischen Erziehung problematisierten.“<sup>27</sup>

Ausgangspunkt dieser zweiten deutschen Frauenbewegung war die persönliche und privatgehaltene Erfahrung vieler Frauen in Bezug auf diskriminierende, patriarchale Strukturen, vor allem in Form von Gewaltverhältnissen und -erlebnissen. Es galt, das Erleben von Gewalt aus dem individualisierten Tabubereich in die Öffentlichkeit zu transportieren. Dieser gesamtgesellschaftliche Auftrag ergab sich aus dem Verständnis, dass Gewalt einen integralen Bestandteil patriarchaler Gesellschaften darstellt. Dementsprechend verstanden die Feministinnen dieser Generation die strukturelle Benachteiligung von Frauen nicht als individuelles Problem einzelner Frauen, sondern als einen gesellschaftlichen und politischen Auftrag zur Umgestaltung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen.

In dieser ersten Phase der Bewusstwerdung und Artikulation<sup>28</sup>, die Ilse Lenz um 1968-1976 ansiedelt, verstanden sich betroffene Frauen als Initiatorinnen einer neuen sozialen Bewegung, bei der es „(...) im Unterschied zur alten Frauenbewegung nicht nur um Gleichberechtigung geht, sondern um tief greifende Veränderung auf der Bewußtseinsebene und in den Verhaltensweisen.“<sup>29</sup> Politische Aktionen und öffentliche Präsenz waren wesentliche Charakteristika dieser Phase. Mit Kampagnen wie der Unterschriftenaktion „Ich habe abgetrieben“ und Parolen wie „Mein Bauch gehört mir“ nahmen die Frauen politische Öffentlichkeit ein und gestalteten sie.

„Es war (...) die massenhafte Erfahrung von Frauensolidarität im Zuge der Paragraph-218-Kampagne, durch die sich die Frauenrevolte endgültig zur Bewegung ausweitete.“<sup>30</sup>

---

<sup>26</sup> Staub-Bernasconi In: Imma e.V. Dokumentation des Fachtags 2005, S. 20

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Lenz zit. in: Becker/Kortendiek 2004, S. 671

<sup>29</sup> Hervé zit. in: Hörmann 2002, S. 79

<sup>30</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 27

Eine Veränderung der Organisationsstruktur erlebte die Bewegung in der von Herrad Schenk ausgewiesenen zweiten Phase um 1975 durch das Nachlassen öffentlicher Aktionen und die Wende nach Innen mittels Selbsterfahrungsgruppen.<sup>31</sup> Die damit verbundene Aneignung öffentlicher Räume diente dem Sichtbarmachen frauenspezifischer Anliegen, einhergehend mit dem Anspruch auf Aktivierung des Selbsthilfepotentials im Rahmen der so genannten Selbsthilfebewegung. Die Veröffentlichung individualisierter Themenbereiche und das Einfordern gesamtgesellschaftlicher Verantwortung ermöglichten es vielen Frauen sich aus jenen privat gehaltenen Erfahrungen zu befreien, diese laut zu diskutieren sowie öffentliche Lösungen zu verlangen. Als zentrale Forderung dieser Bewegung lässt sich der politische wie persönliche Leitgedanke „das Private ist politisch“ festschreiben.

„Die Frauenbewegung akzeptierte nicht länger die Grenzen zwischen dem, was nach patriarchalischer Definition gewichtig, publik und politisch war, und dem, was als unwichtig aus dem gesellschaftlichen Blickfeld ins Verschwiegene, Private abgeschoben wurde. (...), denn sie hatten erkannt, daß das Diktum der Peinlichkeit dazu diente, wichtige gesellschaftliche Fragen zu tabuisieren.“<sup>32</sup>

Historisch lässt sich für diesen Zeitraum auch die Strömung der Frauenprojektentwicklung einordnen, „(...) die sich seit 1977, zum Teil schon eher, aus den Selbsterfahrungs- und Gesprächsgruppen heraus entwickelte.“<sup>33</sup> Durch die Erweiterung und Diversifizierung dieser (Selbsthilfe-)Gruppierungen verorteten sich feministische Ansätze inmitten gesamtgesellschaftlicher Infrastrukturen und trugen wesentlich zur Enttabuisierung und Veröffentlichung der frauenspezifischen Anliegen bei.

„Diese Frauenprojekte, alternative Unternehmungen vor allem im gesundheits- und sozialpolitischen, im wissenschaftlichen und im Kulturbereich, bilden den Ansatz zu einer feministischen Gegenkultur.“<sup>34</sup>

Durch die Errichtung verschieden ausgestalteter Projekte im sozialen Bereich, die den Schwerpunkt dieser Arbeit darstellen, konnte damit einem frauenpolitischen, feministischen Anspruch doppelt Rechnung getragen werden: Auf der einen Seite boten jene Einrichtungen den Frauen individuelle Hilfe an und auf der anderen Seite konnten in dieser institutionalisierten Öffentlichkeit frauenspezifische Themen gesellschaftlich verortet werden. Die vorrangig autonom strukturierten Projekte dieser Phase stellten Erscheinungs- und Ausdrucksformen

---

<sup>31</sup> Schenk 1983, S. 84

<sup>32</sup> Weingarten/Wellersdorf 1998, S. 165

<sup>33</sup> Schenk 1983, S. 84

<sup>34</sup> Ebd.

praktisch gewordener Gesellschaftskritik dar und boten durch ihre organisations- theoretische sowie konzeptionelle Ausgestaltung alternative Lebensformen. Sie erfüllten die Funktion Orte von Frauen für Frauen zu sein, die, über den Schutz, die Unterkunft oder Beratung und die Entwicklung von Zukunftsperspektiven hinaus, Ausgangspunkte für den „Weg zu einer menschlicheren Gesellschaft“<sup>35</sup> bildeten. Mit dieser menschlichen Solidarisierung und funktionellen Ausrichtung leisteten die Feministinnen einen aktiven und institutionellen Widerstand gegen herrschende Gewaltverhältnisse. Allgemeine Strukturmerkmale, welche ein Abbild der Funktionalität jener Projekte waren und gleichzeitig einen politischen Anspruch einlösten sowie einen Gegenentwurf zu anderen traditionellen Einrichtungen der staatlichen Sozialarbeit darstellten, waren nichthierarchische und selbstbestimmte Arbeits- und Lebenszusammenhänge. Die Betonung lag auf dem strukturellen sowie bewegungstypischen Merkmal der Autonomie. Autonomie verlangte im Ursprung die Unabhängigkeit von patriarchalen Ideologien und Interessen sowie eine kritische Distanz männlich dominierten Organisations-, Denk- und Verhaltensformen gegenüber.<sup>36</sup> Dabei zielte die eigenständige Standpunktentwicklung, auch in Bezug auf autarke finanzielle Strukturen, auf Abgrenzung von männlich geprägten Normen und Maßstäben dieser Zeit ab. Beispielsweise wurde dem Hierarchiegefälle zwischen Sozialarbeiterin und betroffener Frauen innerhalb der klassischen Sozialen Arbeit das Konzept „Frauen helfen Frauen“ gegenüber gestellt. Als Antwort auf diese Hierarchie forderten und lebten feministische Organisationen häufig basisdemokratische Strukturen, um „(...) eine gleichberechtigte Verteilung von Arbeit, Macht und Einkommen zu gewährleisten und die Vorherrschaft einzelner zu vermeiden.“<sup>37</sup>

Die Projekte der Frauenbewegung und die Bewegung selbst nahmen somit in den Anfangsjahren eine insgesamt ablehnende Haltung der Sozialen Arbeit gegenüber ein. Die Kritik richtete sich primär gegen die Marginalisierung weiblicher Interessen und Bedürfnisse und führte nicht nur zu einer kritischen Distanzierung, sondern war ebenfalls Motor zur Gründung und Entwicklung jener frauenspezifischen Projektstrukturen.

„Entstehen und Wachstum der Projektbewegung beruhen nicht zuletzt auf einer von vielen sozial Engagierten und sozial Tätigen geteilten Kritik an den

---

<sup>35</sup> Frauenhaus Köln In: Haugg 2003, S. 305

<sup>36</sup> Hörmann 2002, S. 97

<sup>37</sup> Brückner 1996, S. 89



bestehenden Sozialinstitutionen mit ihrem patriarchalen Frauenbild, ihren hierarchisch eingebundenen Hilfeformen und Arbeitsmethoden.“<sup>38</sup>

Bevor der Blick auf die Motivationen und Zugänge dieser neuen Frauenbewegung gerichtet wird, gilt es zuerst Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Bezug auf die erste Frauenbewegung abzuleiten. Ähnlich wie die diese verfolgte auch die zweite Frauenbewegung das Ziel, weibliche Leistungen und Fähigkeiten auf Grund der besonderen Qualifikation des Frauseins sichtbar zu machen und politisch einzubetten.

„Den Konzepten beider Frauenbewegungen ist gemeinsam, dass sie von einer kulturkritisch verstandenen, besonderen Befähigung von Frauen zur Fürsorglichkeit und zum zwischenmenschlichen Verstehen als geschlechtsspezifisches Charakteristikum ausgehen (...).“<sup>39</sup>

Margit Brückner stellt fest, dass, im Gegensatz zur Idealisierung weiblicher Kompetenzen durch die bürgerlichen Frauen, im Zuge der zweiten Frauenbewegung die kritische Reflexion stereotyper weiblicher Beziehungs- und Verhaltensformen im Fokus stand. Jene Frauenbewegung fand ihren Zugang weniger über Prinzipien des selbstlosen Gebens als mehr über den Wunsch nach Selbstverwirklichung.<sup>40</sup> In Anlehnung an Birgit Rommelspacher wird in dieser Betrachtung deutlich, dass in der Tendenz zur Selbstverwirklichung und Selbsthilfe die eigene Marginalisierung und Diskriminierung zum Ausgangspunkt und damit zum Zugang zur feministischen Verwirklichung gemacht wurde.<sup>41</sup> Das Ideal der Selbstverwirklichung war verwoben mit der Suche nach Identität und Selbstfindung, einhergehend mit der Vorstellung einer Politik in der ersten Person.

Ähnlich wie in der ersten deutschen Frauenbewegung war, wie bereits erwähnt, die politische Strukturkategorie „Frau“ ein wesentliches Zugangsmoment. Jedoch lag die Realisierung dessen in den Anfangsjahren mehr auf dem Nutzen des Kollektivs mittels feministischer Selbsterfahrung als „kollektive, kritische Wiederherstellung der Bedeutung der sozialen Erfahrung von Frauen, sowie Frauen diese durchleben.“<sup>42</sup> Diese kollektive Ausrichtung der neueren Frauenbewegung basierte auf der Annahme einer gemeinsamen Betroffenheit aller Frauen. Unter Betroffenheit in diesem feministischen Kontext ist die von allen Frauen geteilte

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 12

<sup>39</sup> Brückner In: Thole (Hrsg.) 2002, S. 368

<sup>40</sup> Brückner 1992 In: Neue Praxis, 22. Jahrgang, Heft 6, S. 34

<sup>41</sup> Vgl. Rommelspacher In: Nestmann Schmerl 1991, S. 129

<sup>42</sup> MacKinnon 1989, S. 109 zit. in: Brückner 1996, S. 277

Erfahrung gesellschaftlicher Unterordnung gefasst, die Nähe und besonderes Verstehen unter Frauen mit sich bringt. Diese selbstverwirklichende und kollektive Erfahrungsebene repräsentiert die Motivationslage und zugleich den Zugang der Frauen dieser Anfangsphase. Die gemeinschaftliche Erfahrung und Solidarisierung stellte im feministischen Politikverständnis jener Zeit die Möglichkeit sowohl zur eigenen als auch zur gesellschaftlichen, politischen Revolution dar: „(...) daß die alten Rollen aufgegeben werden können, daß sich Frauen verändern können, um mit sich selbst identisch zu werden, das kann nur kollektiv im Zusammenhang mit anderen Frauen geschehen“<sup>43</sup>.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich der Ausgangspunkt der gesellschaftspolitischen Veränderungsbestrebungen der zweiten deutschen Frauenbewegung im Unterschied zur älteren frauenbewegten Generation nicht nur im Handeln der Frauen zu finden, sondern auch strukturell verankert war. Durch das Einfordern gesellschaftlicher Verantwortung mittels einer patriarchatskritischen Perspektive lag die Einlösung emanzipatorischer Bestrebungen neben einem individuellen politischen Verständnis vor allem in der Verantwortlichkeit sowie im Handlungsauftrag politischer Instanzen. Die Entindividualisierung – „das Private ist politisch!“ – durch kollektives Erleben und Politisierung gesellschaftlicher Zuständigkeiten ist dabei charakteristisch für den Zugang dieser Bewegung. Der Gedanke „Frauen, gemeinsam sind wir stark!“ verdeutlicht die enorme öffentliche und offensive Kraft dieser Bewegung, die anders als die erste Frauenbewegung den politisch konfrontativen – im Sinne des öffentlichen Darstellens und Einforderns – Weg suchte. Die soziale Kreativität sowie die politische Durchsetzungskraft waren Zugang und Motivation zugleich.

Es bleibt bei der Analyse des Berufsverständnisses somit zu konstatieren, dass sich die Feministinnen jener Zeit weniger sozial und berufsorientiert, sondern politisch engagiert begriffen: „(...) andere Frauen ebenso zu bewegen stand im Vordergrund.“<sup>44</sup> Diese Differenzierung begründet sich mit der ablehnenden und distanzierten Haltung feministischer Arbeit gegenüber der traditionellen Sozialarbeit jener Zeit. Obwohl sich die Frauen mit gegründeten Projekten wie Wildwasser etc. sehr wohl innerhalb des Bereichs der Sozialen Arbeit bewegten, definierten sich jene Pro-

---

<sup>43</sup> Koppert 1993, S. 85

<sup>44</sup> Simmel-Joachim/Schäfer 2005, S. 39

jekte und Bestrebungen der Anfangsjahre mehr über ihre politische als über ihre soziale Wirksamkeit.

Abschließend und überleitend bleibt festzuhalten, dass sich ein berufliches Verstehen erst in der konkreten Ausgestaltung der Frauenprojektbewegung entwickelte und die hier dargestellten Zugänge und Motivationen als Charakteristika eines bewegungsspezifischen Selbstverständnisses zu bewerten sind. Margit Brückner hält zutreffend fest: „Zunächst gab es engagierte Frauen, die Projekte durchsetzten und in denen dann – langsam oder schell – ein Prozeß der Verberuflichung stattfand“.<sup>45</sup>

*„Frauenprojekte sind die Rosengärten der Frauenbewegung.“<sup>46</sup>*

### **Das andere Selbstverständnis**

In diesem Unterkapitel sollen konkrete Verberuflichungstendenzen am Beispiel der Frauenprojektbewegung unter Berücksichtigung der feministischen Grundprinzipien Betroffenheit, Parteilichkeit und Ganzheitlichkeit betrachtet werden.

„Die Organisationsform der Projekte stellt daher einen wesentlichen Aspekt ihres feministischen und politischen Selbstverständnisses dar und birgt die Hoffnung in sich, den Aufbruch der Frauen aus Isolierung und Entfremdung voranzutreiben.“<sup>47</sup>

Gegenstand dieser Betrachtung bilden soziale Projekte, die nach Phasen der Selbsterfahrung und Selbsthilfe am Beginn eines Professionalisierungsprozesses standen. Dabei bildeten jene Prinzipien die Leitlinien feministischer Projektarbeit, indem sie als Essenz feministischer Werte und Haltungen zu verstehen waren, identitätsstiftenden Charakter einnahmen und in ihrer Entwicklung erste Kriterien eines feministischen Berufsverstehens darstellten. Dabei sollten, in Abgrenzung zu traditionellen Mustern der Sozialen Arbeit, die Institutionalisierungsformen der Projekte Gegenentwürfe einer neuen, „anderen“ und besseren Form der Zusammenarbeit sein.

„Anders zu sein, anders zu denken und anders zu handeln, bezeichnen die Grundfesten der frühen Projektbewegung. Fundament dieses Anderen ist das

---

<sup>45</sup> Brückner 1996, S. 87

<sup>46</sup> Sichtermann In: Rieger 1993, S. 83

<sup>47</sup> Brückner 1996, S. 62

Durchbrechen patriarchaler Tabus und kultureller Festschreibungen, das Aufgreifen Frauen und Mädchen betreffender Themen und Problemlagen und das Schaffen von Orten der Hilfe und Unterstützung.“<sup>48</sup>

Diese Andersartigkeit gründet sich auf der bereits eingeführten Kategorie der Betroffenheit, die von allen Frauen geteilte Erfahrung gesellschaftlicher Unterordnung, der sich die Haltung der Parteilichkeit anschließt.

„Gemeint ist eine solidarische Grundhaltung, die Frauen und Mädchen ernstnimmt, ihnen Glauben schenkt, ihre Interessen als eigenständige und eigenlegitimierte akzeptiert und gezielt in den Vordergrund stellt. Parteilichkeit bedeutet, aufzuhören mit der Funktionalisierung von Frauen für die Interessen anderer und ihr Schicksal mit dem eigenen (als Frau) in Verbindung zu bringen. Parteilichkeit ist die bewußte Entscheidung, sich auf Frauen zu beziehen.“<sup>49</sup>

Parteilichkeit als eine politische, praktische Haltung, die das Resultat einer Analyse der gesellschaftlichen Abgrenzung und Benachteiligung von Frauen darstellt, verfolgte das Ziel sowohl individuelle Hilfe zu leisten als auch durch das Aufzeigen jener patriarchalen Strukturen Gewalt gegen Frauen und Mädchen nachhaltig zu beenden. Damit verstand sich Parteilichkeit als logische Konsequenz einer politischen sowie betroffenen Haltung, die sich auf einer ganzheitlichen Perspektive gründete „(...) und so einer lediglich auf Problem und Teilaspekte gerichtete[n] Sichtweise den ganzheitlichen Blick auf Stärken und Ressourcen entgegensetzt[e]“.<sup>50</sup> Dieses Grundprinzip wurde zum Fundament feministischer Projekte innerhalb der Sozialen Arbeit und setzten sowohl innere wie auch äußere Maßstäbe der Andersartigkeit. Ihre inhaltliche Ausgestaltung repräsentierte wesentliche Zugänge feministischen Bewusstseins sowie Kriterien und Motivationen feministischer Projektarbeit. Auf ihnen bauten sich organisationsspezifische Merkmale wie das Konstrukt „von Frauen für Frauen“, feministische Beratungs- und Therapiezugänge, Fortbildungskonzepte und damit eine feministische Angebotspalette innerhalb der Sozialen Arbeit auf.

Mit diesem Zuwachs an projektbezogenen, feministischen Charakteristika und der organisationstheoretischen Erweiterung des ausschließlichen Selbsthilfedankens durch die Einstellung qualifizierter Frauen sowie die Etablierung feministischer Zugänge in der sozialen Infrastruktur entwickelte sich ein neues berufliches Bewusstsein, das es erlaubte „(...) mit neuen, frauengerechten Formen sozialer Arbeit zu experimentieren, um

---

<sup>48</sup> Ebd., S. 33

<sup>49</sup> Bitzan/Klöck 1993, S. 196

<sup>50</sup> Hörmann 2002, S. 105

den bisher vernachlässigten Problemlagen von Frauen und Mädchen gerecht zu werden“.<sup>51</sup> Die Frauen dieser Generation lernten sich innerhalb der Sozialen Arbeit zu bewegen und diese für ihre Interessen zu nutzen. Durch die Berufung auf ihre Andersartigkeit „(...) führte [dies] zu einem positiveren Verhältnis zur sozialen Arbeit und damit zur Formulierung feministischer Ansätze in diesem Kontext“.<sup>52</sup> Die Feministinnen dieser Zeit konnten sich damit nicht nur über ihren Zugang als politisch aktive und feministisch denkende, sondern ebenfalls als beruflich handelnde und sozial praktizierende Frauen definieren und erleben. Gleichzeitig eröffneten sich durch die Etablierung jener Prinzipien als strukturelle Merkmale und die Verbindung von Politik und Beruf neue Möglichkeiten politischer Arbeit.

Es bleibt mit Blick auf die Zugänge und Motivation festzuhalten, dass durch die strukturelle Verankerung feministischer Grundprinzipien ein berufliches Verstehen und Agieren und damit Selbstverständnis realisierbar wurde. Die Entwicklung verbindlicher und feministischer Strukturkategorien und eine Zielverschiebung der solidarischen Aktivität hin zum Berufsfeld ermöglichten, dass sich Feministinnen dieser Generation sowohl innerhalb der Sozialen Arbeit als auch in berufsorientierten feministischen Sozialarbeitstheorien verorten konnten.<sup>53</sup> Damit war der Weg professionalisierter, feministischer Sozialarbeit bereitet.

*„Die feministische Frauenbewegung ist längst eine Bewegung in den Köpfen und Herzen unzähliger Frauen hierzulande, innerhalb von Institutionen und draußen im Alltag.“<sup>54</sup>*

### **1.3 „Matratzen raus!“ - Vom Selbsthilfeansatz zur Dienstleistungsorientierung**

Das vorliegende Kapitel leitet den Fokus auf die Entwicklung eines feministischen Berufsverständnisses im Zuge der sich anschließenden Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse. Stellvertretend für diesen Prozess dient das Bild „Matratzen raus!“ als Symbol für die

---

<sup>51</sup> Brückner 1991 In: Sozial Extra, Jahrgang 10, Heft 6, S. 5

<sup>52</sup> Brückner 1992, S. 529

<sup>53</sup> Vgl. Brückner 1996, S. 87

<sup>54</sup> Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. 1993, 16. Jahrgang, Heft 35, S. 6



Umstrukturierungsprozesse selbsthilfeorientierter Einrichtungen, denn „[d]as ‚Projekt‘ ist nicht länger Lebenszusammenhang, sondern Dienstleistungsbetrieb mit allen daraus erwachsenen Vor- und Nachteilen“.<sup>55</sup> Deutlich wird dieser Wandel bereits in der Betitelung, denn der Projektbegriff als Synonym für Innovation und Provisorisches ist vielerorts durch Begrifflichkeiten wie „Einrichtung“, „Institution“ oder „Organisation“ ersetzt worden. Margit Brückner skizziert in der Geschichte der Frauenprojektarbeit und der feministischen Sozialarbeit drei Verlaufsphasen: Die politische Phase der 1970er-Jahre, gefolgt von der therapeutischen Phase in den 80er-Jahren bis hin zu der Managementphase ab 1990. Diese drei Phasen sind charakteristisch für die Entwicklung feministischer Arbeit vom Bewegungsmodell der politischen Anfangsphase hin zum gegenwärtigen Professionalitätsmodell der Managementphase.<sup>56</sup> Im institutionalisierten Rahmen wurde es feministischen Projekten auf vielen Ebenen – von der Frauenbeauftragten bis zur Beratungsstelle – möglich, sich politisch zu etablieren. Die Aufgabe finanzieller Autonomie und Annahme öffentlicher Finanzierungsleistungen sowie die damit einhergehende Verankerung in der politischen und sozialen Infrastruktur begründete die Verabschiedung des Konzeptes der gegenseitigen Selbsthilfe und ermöglichte die Entwicklung eines professionellen Selbstverständnisses. Im Laufe jener Professionalisierung verschob sich der Zugang feministischer Arbeit von der Selbstbetroffenheit hin zu formalen Qualifikationen und Qualitäten, einhergehend mit der Spezialisierung und Diversifizierung der Projektlandschaft. Diese neuen Maßstäbe orientierten sich nunmehr nicht nur an eigenen feministischen Idealen, sondern mussten sich ebenfalls an externen Kriterien wie Leistungsvereinbarungen zum Zwecke öffentlicher Förderung messen. Die ausschließliche Berufung und Verpflichtung auf solidarische und emotionale Größen, Haltungen und Strukturmerkmale wurden durch dienstleistungsorientierte Werte erweitert.

„Professionalität bemisst sich im Gegensatz zum solidarischen Handeln, das auf Spontaneität und politischen Überzeugungen beruht, an definierbaren Vorgehensweisen und begründbaren Handlungsmuster.“<sup>57</sup>

Die reine Bewegungsorientierung im Fokus kollektiver Selbstverwirklichung und politischer Bestrebung verschob sich in Richtung individueller Zielorientierung mittels nachweisbarer Leistungskriterien. Kollektive

---

<sup>55</sup> Hörmann 2002, S. 125

<sup>56</sup> Vgl. Brückner 1998 In: Cottmann/Kortendiek/Schildmann, S. 135

<sup>57</sup> Brückner 1996, S. 125

Selbsterfahrungswerte weiteten sich auf Qualitätsmaßstäbe und formulierbare Anforderungsprofile, wie spezielle Ausbildungsnachweise oder thematische Spezialisierungen und „[die] eher politisch-sozial ausgerichteten Motive haben zunehmend individuell-subjektiv ausgerichteten Motivationslagen Platz gemacht“.<sup>58</sup> Mit dieser Etablierung und dem gestiegenen professionellen Anspruch veränderten sich vor allem die Bedeutung der Qualität des Angebotes und die politischen Ansprüche der Projekte. Eine entscheidende Umgestaltung, so resümiert auch Margit Brückner, liegt in der Haltung zum Expertinnenentum. Das in den Anfangsjahren vertretene Gleichheitspostulat, verbunden mit der Sicht auf die Klientin als „wahre Expertin“, verankerte einen hierarchiefreien Raum der gegenseitigen Selbsthilfe. Professionalisierungstendenzen relativierten diese Position und erlaubten eine Annäherung zwischen Expertinnenentum und Professionalität, die es ermöglichte die eigene berufliche Qualifikation in Kontakt mit den Adressatinnen als Unterschied zu denken und sich selbst als Fachfrau zu verstehen.

Im Zuge dessen diversifizierte sich demokratische Postulate wie „jede macht alles“ in Richtung arbeitsteiliger Organisationsformen. Zwar haben feministische Prinzipien wie Betroffenheit, Parteilichkeit und Ganzheitlichkeit immer noch strukturellen Einfluss, verloren aber als universelle Leitlinien feministischer Arbeit ihre überragende Stellung, auch auf Grund ihrer bedingten Einlösbarkeit. Außerdem erwiesen sich die idealisierten Vorstellungen weiblicher Zusammenarbeit in der Herausbildung einer professionalisierten Wirklichkeit als schwierig umsetzbar. Die Angebote der Einrichtungen wurden und werden folglich immer weniger auf Grund solidarischer oder schwesterlicher Absichten genutzt. Vielmehr zählen die Ausgestaltung der Angebote, deren Qualität und Vielfältigkeit. Auch Margit Brückner resümiert, dass die Bedeutung der Qualität der Hilfeleistung von immer höherer Bedeutung wird, während die politische und feministische Idee selbst aus dem Fokus der Fachöffentlichkeit und Adressatinnen gerät.<sup>59</sup>

Im Gegensatz zu den offensiven, konfrontativen und öffentlichen Politaktionen der Anfangszeiten, haben sich politische Arbeitsmethoden in der Gegenwart verändert. Feministische Ansätze haben sich im Rahmen der Sozialen Arbeit etabliert sowie manifestiert und sind als Teil der sozialpolitischen Versorgungslandschaft zu verstehen. Damit wurden diese

---

<sup>58</sup> Effinger 1990 zit. in: Hörmann 2002, S. 132

<sup>59</sup> Vgl. Brückner 1996, S. 251

Arbeitsprinzipien auch außerhalb der feministischen Projekte zugänglich sowie anwendbar und durch diese Diversifizierung erhielt frauen- und mädchenspezifischer Arbeitshaltungen ein erweitertes Profil. Ein eher institutionalisiertes Politikverständnis, das mittels strukturell verankerter Öffentlichkeitsarbeit aktionistische durch strategische und angebotsorientierte Zugänge ersetzt hat, ermöglicht vor allem die Trennung von Politik und Person. In dieser Betrachtung wird deutlich, dass sich Zugänge und Motivationen von ausschließlich politischen und kollektivistischen Zugängen in Richtung eines eher individualisierten sowie professionellen Berufsverständnisses verschoben haben. Die Strukturkategorie und der Zugang „Frausein“ im Rahmen kollektiver Betroffenheit hat sich in Richtung berufliche Qualifikationsmerkmale der Einzelnen verschoben. Dabei verstehen sich feministische Perspektiven, Reflexionen und Betrachtungsweisen der Gesellschaft zwar als Zugangskriterien, die aber im Gegensatz zu den Anfangsjahren von der eigenen Person abgekoppelt sein können. „So gesehen ließe sich eher von Umformungsprozessen des Politischen sprechen, als von Verflüchtigung.“<sup>60</sup> Der Blick auf veränderte Zugänge und Motivationen ermöglicht damit das Zeichnen eines konkreten feministischen Berufsverständnisses und Anforderungsprofils. Mit Hilfe qualitätssichernder Maßnahmen, wie beispielsweise der „Qualitätsstandards für die Arbeit in den feministischen Beratungsstellen gegen sexualisierte Gewalt an Mädchen und Frauen“<sup>61</sup> der BAG FORSA, wird es möglich, Kriterien feministischer Sozialarbeit zu definieren und strukturell zu verankern. Neben individuellen Zugängen und Motivationen hat sich somit ebenfalls ein personenübergreifendes Konstrukt feministischer Sozialarbeit gefestigt. Die Motivationen und politischen Utopien der Gründungsfrauen haben sich institutionell in Form von Leitbildern und Konzeptionen verankert. Silvia Staub-Bernasconi referiert, dass damit entstand, was die Autorin Holland-Cunz „(...) als Berufsfeminismus im Unterschied zum politischen Feminismus bezeichnet, d.h. die Auseinandersetzungen zur „Frauenfrage“ wurden zu institutionalisierten Angelegenheiten im Rahmen von Stellen für Frauenbeauftragte, Fachstellen, Forschungsprojekte, Institute und Konferenzen.“<sup>62</sup>

Auf dieser Grundlage gilt es festzuhalten, dass sich der Identifikationsgrad mit dem Projekt verändert hat. Die Einrichtung ist nicht mehr nur ein Ort der politischen und kollektiven Verwirklichung in Anlehnung an

---

<sup>60</sup> Ebd., S. 55

<sup>61</sup> Vgl. BAG FORSA 2004

<sup>62</sup> Vgl. Staub-Bernasconi In: Imma e.V. Dokumentation des Fachtags 2005, S. 24



die eigene Person und Erfahrung, sondern eine Arbeitsstelle, in der sich die eigene berufliche Identität wiederfinden kann, aber nicht begründen muss. Der ganzheitliche und persönliche Anspruch „das Private ist politisch“ hat sich damit in Form spezialisierter Themenbereiche institutionalisiert und kann unabhängig von der Politik in der ersten Person gültig gemacht werden. Vielmehr mahnen Fachfrauen vor der Verdrehung dieses feministischen Postulates und beschreiben die Entwicklung, dass „das Politische privat“ geworden zu sein scheint.<sup>63</sup> Ulrike Hänsch betont passend: „Im Zuge der Professionalisierung haben sich Normen etabliert, die fordern, daß das Private auch möglichst im Privaten verhandelt werden soll.“<sup>64</sup> Gerade die Veränderung dieses Instruments zur Veröffentlichung gesellschaftspolitischer Konflikte ist für viele Autorinnen charakteristisch für die Individualisierungs- und Entpolitisierungsdynamik institutionalisierter Frauenbewegung, „(...) dass alles, was in den Sog der professionellen Sozialarbeit gerät, sich seines politisch-kritischen Gehaltes entleert.“<sup>65</sup>

*„Analog trat unter kräftigem Wirbel feministischer Pädagoginnen  
die Mädchenarbeit auf den Plan –  
als weitere Differenzierung und Sichtbarmachung,  
dass Jugend eben nicht gleich Jugend ist.“<sup>66</sup>*

## **Mädchenarbeit und andere „kleine“ Schwestern**

An dieser Stelle sollen kurz weitere Strömungen aufgezeigt werden, die sich aus der Professionalisierung und Institutionalisierung feministischer Bestrebungen und Entwicklungen ergaben. Durch die politische Verortung und Vernetzung sowie das parteipolitische Engagement, beispielsweise in der Funktion als Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte, veränderte und verbesserte sich die rechtliche Lage für Frauen in den letzten Jahrzehnten. Diese gesellschaftspolitischen Zugeständnisse, wie das 1977 veränderte Eherecht oder das Gesetz über die Gleichbehandlung von Männern und Frauen am Arbeitsplatz im Jahre 1980 sowie die (erst) 1997 eingeführte strafrechtliche Verfolgung der Vergewaltigung in

---

<sup>63</sup> Vgl. z.Bsp. Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 19

<sup>64</sup> Hänsch In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V 1993, S. 10

<sup>65</sup> Simmel-Joachim 1992, S. 43 zit. in: Simmel-Joachim/Schäfer 2005, S. 9

<sup>66</sup> Bitzan In: Imma e.V. Dokumentation des Fachtages 2005, S. 47

der Ehe, zeigen den Einfluss frauenbewegter Offensiven jener Zeit. Neben dem Aufblühen einer Frauenkulturszene wurden ebenfalls Frauenforschungseinrichtungen gegründet und Feministinnen hielten Einzug in Ausbildung und Lehre. Im Rahmen der Diversifizierung feministischer Arbeitsansätze innerhalb der Sozialen Arbeit bildeten sich vielfältige Strömungen aus. Als ein Beispiel dient die Mädchenarbeit, die sich als jüngere Schwester der Frauenarbeit verstehen lässt, „(...) denn die Hauptgründungsphase lag etwa zehn Jahre später und wurde ebenfalls von engagierten Feministinnen getragen.“<sup>67</sup> Die Mädchenarbeit fokussierte ihre Kritik an der gängigen Sozialen Arbeit auf die Zugänge der Jugendhilfe, die sich für Mädchen und junge Frauen nur dann zu interessieren schienen, wenn sie aus der Rolle fielen. Mittels subversiver Strategien suchten sich feministische Mädchenarbeiterinnen politische und öffentliche Räume, um die Mädchenarbeit, parallel zu koedukativen Einrichtungen, zu verankern. Auf der Grundlage der Bestrebungen der gesamten feministischen Bewegung dieser Zeit, galt es die Veröffentlichung und Sichtbarmachung mädchenspezifischer Interessen politisch einzubetten. Die in der gängigen Jugendhilfe marginalisierten Bedürfnisse von Mädchen als defizitärer Untergruppe der Jugendhilfe und Jugendarbeit sollten in Angriff genommen und der hinter dem Schlagwort „Jugendarbeit gleich Jungenarbeit“ versteckte Konflikt aufgedeckt werden.

„Im Gefolge der Entstehung der neuen Frauenbewegung am Anfang der 70er-Jahre, begannen (...) Pädagoginnen öffentlich, also sichtbar, Partei für Mädchen zu ergreifen und die Jugendarbeit dafür anzuklagen, dass sie sich ausschließlich an den Jungen orientiert und daß die Diskriminierung ebenso die Gewalt gegen Mädchen, die in den Freizeithäusern sowie in der Öffentlichkeit an der Tagesordnung sind, überhaupt kein Thema war.“<sup>68</sup>

Während die weitere feministische Projektlandschaft erst noch den Weg in die Soziale Arbeit finden musste, verorteten sich die Mädchenarbeiterinnen bereits innerhalb sozialarbeiterischer Strukturen. Die öffentliche Rechtfertigung mädchenpolitischer Bestrebungen zur Übergabe gesellschaftlicher und sozialer Verantwortung liefert der sechste Jugendbericht, der sich als historischer Verdienst der feministischen, parteilichen Mädchenarbeit verstehen lässt. Das Zusammentragen der Forschungsergebnisse über die weibliche Sozialisation in den Arbeitsfeldern der Jugendhilfe sicherte die Professionalisierung und Institutionalisierung der Mädchenarbeit als eigenständige Strömung feministischer Bestrebungen

---

<sup>67</sup> Hörmann/Reinbold 1996 zit. in: Brückner In: Thole (Hrsg.) 2002, S. 371

<sup>68</sup> Heiliger/Funk 1987, S. 57 zit. in: Wallner 2006, S. 29

und Bewegung. Die Mädchenarbeit hat sich bis heute, ähnlich wie das für die gesamte feministische Sozialarbeit gilt, auf verschiedenen Ebenen verortet. Wie bereits eingeführt, konnten sich neben autonomen und feministischen Mädchenorten und Projekten, feministische Arbeitsansätze sowie Methoden etablieren und wurden vor allem von Einrichtungen der öffentlichen Jugendhilfe adaptiert. So gibt es heute in fast jeder Jugendeinrichtung Mädchengruppen oder Mädchenspezifische Angebote sowie fachpolitische oder fachliche Vernetzungen. In vielen Städten wurden kommunale Leitlinien für Mädchenarbeit geschaffen. Dennoch resümiert Maria Bitzan auch für die Mädchenarbeit:

„Die Rezeption der Mädchenarbeit befindet sich in einer Situation zwischen Überdruß und Normalität. (...) Eine Normalisierung hat also in einem doppelten Sinne stattgefunden: es gibt sie, es ist normal und die Brisanz des Ansatzes ist nicht mehr präsent, die Hintergründe einer gesellschaftlichen Schieflage sowie die fachlichen Innovationen ihrer Arbeit haben sich aus dem Bewusstsein verflüchtigt – der Stachel der Kritik ist nicht mehr spürbar.“<sup>69</sup>

Gleichzeitig gilt es einen kurzen Blick auf weitere theoretische Ansätze zu werfen, die innerhalb des erwachsenen feministischen Forschungsfeldes diskutiert wurden und werden. Diese können im Folgenden nur aufgezeigt, aber nicht ausgeführt werden. Vor allem der Differenzdiskurs sowie dekonstruktivistische Ansätze wurden in der Forschung rezipiert und wissenschaftlich ausgearbeitet. Dabei stellt vor allem die Debatte um Gender Mainstreaming, „(...) die konsequente Beachtung der Geschlechterperspektive in allen politischen Entscheidungen (...)“<sup>70</sup>, den größten, gegenwärtigen Einflussfaktor dar.

*„Es ist an der Zeit, die anfänglichen Ansprüche mit den inzwischen vollzogenen Veränderungen in Beziehung zu setzen.“<sup>71</sup>*

## Wendepunkte und Übergänge

An dieser Stelle wird ein kurzer Blick auf gesamtgesellschaftliche Umstände, Kontexte und Bedingungen feministischer Arbeit am Beispiel der angesprochenen Individualisierungs- und Entpolitisierungsprozesse geworfen. Dieser Blick soll eine ganzheitlichere Perspektive auf jene ausge-

---

<sup>69</sup> Bitzan In: Imma e.V. Dokumentation des Fachtages 2005, S. 51

<sup>70</sup> Brückner In: Thole (Hrsg.) 2002, S. 374

<sup>71</sup> Chrysanthou u.a. In: Rieger 1993, S. 15

fürten Umformungsprozesse erlauben. Es wäre zu kurz gedacht, diese Veränderungen nicht in Abhängigkeit von politischen Bedingungen und Mechanismen sowie strukturellen Konfliktpotentialen zu sehen. Diese Reflexion soll die Brücke schlagen zu den Bedingungen und Konflikten, denen junge feministische Frauen heute begegnen. Diese wahrzunehmen und einordnen zu können versteht sich als intergenerativer Erkenntnisprozess und Verständigungsinstrument.

Es gilt bei der Betrachtung von Wendepunkten und Übergängen zuerst die allgemeinen sozialpolitischen Bedingungen der Sozialen Arbeit in den Blick zu nehmen und kritisch zu prüfen. Denn zu Beginn der 1980er-Jahre veränderten sich die Handlungsbedingungen der Sozialen Arbeit „(...) in der ‚Krise‘ der sozialen Modernisierungspolitik, im Aufbrechen problematischer Effekte und Widersprüche sozialstaatlicher Politik (...), v.a. aber durch die Folgen des Umbaus der Arbeitswelt und die staatliche Finanzierungs Krise (...).“<sup>72</sup> Silvia Kantos führt diese Veränderungen politischer Bedingungen im feministischen Kontext auf die Ankunft des Neoliberalismus in der Frauenpolitik zurück. In ihrem gleichnamigen Aufsatz macht sie darauf aufmerksam, dass „(...) die ‚neuen‘ politischen Themen der 1970er- und 1980er-Jahre wie Frieden, Ökologie und das Geschlechterverhältnis zugunsten der klassischen Themen wie Armut, Arbeitslosigkeit und sozialer Sicherheit in den Hintergrund gedrängt (...)“ wurden.<sup>73</sup>

„Es ist eine Erfolgsgeschichte des modernisierten Konservatismus, dass es ihm gelungen ist, mit der politischen Breitbandfloskel von der ‚notwendigen Modernisierung‘ von Wirtschaft und Gesellschaft nicht nur die sozialdemokratischen Reformbestrebungen der 1970er Jahre in die traditionelle Ecke zu stellen, sondern sich auch die politischen Initiativen der neuen sozialen Bewegungen der 1980er Jahre zu amalgamieren (...).“<sup>74</sup>

Margit Brückner betrachtet die Umgestaltungen frauenpolitischer Bedingungen im Kontext gesellschaftsveränderndem Aufbruchsdenkens, das von Maria Bitzan im Zusammenhang mit Individualisierungs- und Entpolitisierungserscheinungen verstanden wird.<sup>75</sup> Auf der Grundlage ihres konfliktorientierten Zugangs beschreibt Bitzan die Entpolitisierungserscheinungen im Kontext der Moderne „(...) als Entöffentlichung geschlechtshierarchischer Widersprüche und Individualisierung gesell-

---

<sup>72</sup> Hering/Münchmeier 2000, S. 231

<sup>73</sup> Vgl. Kantos In: Götttert/Walser (Hg.) 2002, S. 292

<sup>74</sup> Kantos In: Götttert/Walser (Hg.) 2002, S. 293

<sup>75</sup> Brückner 1996, S. 50

schaftlicher Konflikte, die ihre Lösung zu einer Privataufgabe machen.“<sup>76</sup> Dabei lässt sich Individualisierung definieren als die „(...) Entlastung einer staatlichen Verantwortung für die eigenen sozialen Verhältnisse – die Entlastung einer staatlichen Verantwortlichkeit durch Verdeckung von Verursachungszusammenhängen.“<sup>77</sup> Mit Blick auf veränderte berufliche Selbstverständnisse und politische Spielräume ist festzustellen, dass sich jene Räume im Kontext feministischer Arbeit durch Institutionalisierung und das Eingebundensein in öffentliche Finanzierungsleistungen sowie kommunalpolitische Abhängigkeiten verkleinert und verändert haben. Lothar Böhnisch stellt diese Entkopplung des Fachlichen vom Politischen, „(...) dass die Professionellen der Sozialpädagogik und Sozialarbeit kommunalpolitisch stillgelegt sind (...)“<sup>78</sup>, für die gesamte Professionsgeschichte der Sozialen Arbeit fest. Im Zuge der Ausweitung einer Dienstleistungsorientierung haben administrative Aufgaben und Verantwortlichkeiten zugenommen und beeinflussen die Kapazitäten des Alltags feministischer Einrichtungen wesentlich.

„Das Feuer der Begeisterung wärmt nicht mehr, das kraftvolle Chaos zeigt seine Schattenseiten. Sie werden überall beschrieben mit Schlagworten wie Überforderung, Orientierungslosigkeit, verdeckte Machtstrukturen (...)“<sup>79</sup>

Diese Zunahme organisatorischer und administrativer Aufgaben verbunden mit Überforderung sowie die stets unsichere Finanzierung feministischer Einrichtungen verdeutlichen den Rückzug sozialstaatlicher Verantwortung und verlagern den Umgang mit diesen Prozessen auf individuelle Leistungen und Bewältigungsformen – die „Entlastung einer staatlichen Verantwortung“.<sup>80</sup> Ich verstehe eine solche Form politischer Beschäftigungsstrategie durch das Aufladen administrativer Verantwortung ohne finanzielle oder personelle Aufstockung, als eine moderne und subtile Form der Entpolitisierung und Marginalisierung, indem bewusst Raum für kollektive Prozesse genommen und organisatorische Pflichten gesteigert werden. Mit der gleichzeitigen Bedeutungsveränderung des Postulates „das Private ist politisch“ und dem Rückgang eines kollektiven Reflexionsprozesses steigt sowohl die Gefahr der Anpassung und Marginalisierung als auch des Verlustes eines feministischen Fundamentes im Sinne der Aufdeckung gesellschaftspolitischer und frauendiskri-

---

<sup>76</sup> Bitzan In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 340

<sup>77</sup> Ebd., S. 341

<sup>78</sup> Böhnisch 2005, S. 324

<sup>79</sup> Sichtermann/Siegel In: Rieger 1993, S. 112

<sup>80</sup> Vgl. Bitzan In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 341



minierender Konfliktpotentiale. Damit wirken Individualisierungs- und Entpolitisierungsstrategien nachhaltig.

„Ohne Inspiration und Solidarität in persönlichen Beziehungen, ohne kollektiven Austausch, Bestätigung und Rückhalt fehlt auch der Funke zum politischen Widerstand und Protest.“<sup>81</sup>

Die veränderten Bedingungen feministischer Sozialarbeit und ausdifferenzierten Kontrollmechanismen der Moderne verlangen die Reflexion der Gründungsideale vor dem Hintergrund der autonomen Selbstverwaltungsidee. Trotz der Aufgabe autonomer Finanzierungsbestrebungen wird beispielsweise der Anspruch der Autonomie als struktureller Beweis der Andersartigkeit in vielen Einrichtungen hoch gehalten. Das Festhalten an dem Gedanken der Kontrollfreiheit gegenüber staatlicher Überwachung negiert allerdings politische Realitäten und marginalisiert aufgezeigte strukturelle Konfliktpotentiale. Im Zuge öffentlicher Leistungsnachweise sind feministische Einrichtungen gegenwärtig integriert in eine sozialpolitische Kontrollapparatur und damit praktisch außerhalb der gewünschten Kontrollfreiheit.

„Folglich müssen sie Begleiterscheinungen akzeptieren, wie die Teilabhängigkeit und Kontrolle durch staatliche oder andere etablierte gesellschaftliche Instanzen (...) und sich unter fremdbestimmten Erfolgszwang setzen lassen.“<sup>82</sup>

Es gilt tradierte Ansprüche zu überdenken und neue Definitionen sowie Alternativen zu entwickeln, um die „(...) anfänglichen Ansprüche mit den inzwischen vollzogenen Veränderungen in Beziehung zu setzen.“<sup>83</sup>

---

<sup>81</sup> Hänsch in: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. 1993, S. 11

<sup>82</sup> Nienhaus In: Rieger 1993, S. 51

<sup>83</sup> Chrysanthou u.a. In: Rieger 1993, S. 15



# GEGENWÄRTIGE PERSPEKTIVE: DIE JUNGE GENERATION IM BLICK QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG

## 2. „Du warst ja nicht dabei!“ - Konfliktorientierte Einführung in meine Beobachtungen

Als Brückenschlag zum Forschungsgegenstand dieser Arbeit – dem Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen – will ich mich im Folgenden auf die Lebens- und Arbeitsbezüge jüngerer Frauen einlassen. Zur Seite stehen mir dabei meine eigene berufsbiografische Verortung als junge Feministin sowie meine Erfahrungswerte im intergenerativen Kontakt. Bezugnehmend auf die Erkenntnisse des Tübinger Instituts für frauenpolitische Sozialforschung nutze ich meine Beobachtungen und erlebten Konflikte als Erkenntnisquelle und mache mich selbst zum Forschungssubjekt, denn „[w]ir sind im Forschungsprozeß keine neutrale Erhebungsinstanz und haben keine neutralen Erhebungsinteressen.“<sup>84</sup> Ziel wird die Analyse und Reflexion von Zugängen und Motivationen sein, die im intergenerativen Vergleich eine eigenständige berufsbezogene Verortung und Profilschärfung einer jungen feministischen Generation erlauben sollen:

„Indem wir Lebenssituationen, Belastungen und Bewältigungswege von Frauen erforschen (...), machen wir indirekt auch unsere eigene Lebenssituation zum Thema.“<sup>85</sup>

Mich beschäftigt das Berufsbild junger feministischer Sozialpädagoginnen vor allem seit einer Fortbildung im Rahmen feministischer Mädchenarbeit im Jahre 2006. Die Veranstaltung und Teilnehmerinnen selbst verbindet eine lange frauenbewegte Geschichte und Tradition. Im Zuge des 20-jährigen Bestehens wurde ein Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft feministischer Mädchenarbeit geworfen. Das Spannungsfeld zwischen erreichten, geleisteten und gesellschaftlich marginalisierten Errungenschaften wurde sehr deutlich. Der Blick zurück erwies sich damit nicht nur als freudig und nostalgisch, sondern ebenfalls geprägt durch gesellschaftspolitische Abwehr- und Abwertungserfahrungen. Als Teil einer kleinen Vertreterinnenschaft junger Frauen war es mir ein Anliegen, den Blick in die Gegenwart mit neuen Perspektiven und neuer

---

<sup>84</sup> Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. (Hg.) 1998, S. 86

<sup>85</sup> Ebd., S. 87

Leidenschaft zu füllen sowie einen intergenerativen Verständigungsprozess zu ermöglichen. Diese gegenseitige Bezugnahme wurde allerdings häufig durch den Satz oder die Haltung „Du warst ja nicht dabei!“ von Seiten älterer Kolleginnen begrenzt. Nein, ich war auch nicht dabei, aber: Hier bin ich! Auf der Grundlage meiner eigenen beruflichen sowie lebensbezogenen Erfahrungen und mit dem Blick auf die gegenwärtige gesellschaftliche Ausformung behaupte ich von mir, eine junge, vierundzwanzigjährige Feministin zu sein, die sich berufs- sowie lebensbezogen feministisch engagiert und interessiert. Ich halte für meinen Teil fest, dass ich wahrscheinlich andere Zugänge zum Feminismus habe als frauenbewegte Generationen vor mir.

„Woraus jedoch nicht zu schließen ist, jede Projektgeneration könne die Entwicklung von puristischer Basisorganisation zu differenzierten beruflichen Strukturen immer wieder selbst neu durchleben, um diesen Prozeß auf der Grundlage eigener Erfahrung nachzuvollziehen.“<sup>86</sup>

Ich bin in der Selbstverständlichkeit frauenpolitischer Errungenschaften aufgewachsen und treffe auf andere gesellschaftspolitische Umstände. Trotzdem behaupte ich in den Grundlagen feministischer Haltung ähnliche, wenn nicht die selben Ziele, Perspektiven und vielleicht auch Utopien wie die Frauen der neuen Frauenbewegung und anderer frauenbewegter Generationen zu verfolgen. Ich stelle für mich die Hypothese auf, dass sich allerdings Mittel und Wege eines solchen feministischen Gesellschaftsentwurfes verändert haben und auf Grund gesellschaftspolitischer Entwicklungen verändern mussten. Die Pluralisierung von Lebensformen, der erweiterte Handlungsspielraum für Frauen und Mädchen sowie individualisierte Lebensformen verweisen junge Frauen weniger auf kollektive Bezüge als mehr auf sich selbst. Die beschriebenen Individualisierungsprozesse wirken ebenfalls in die Lebenswelt und -lage junger feministischer Sozialpädagoginnen und verändern deren Aktionsfeld bzw. Handlungsspielraum und Lautstärke. „Denn der Nachwuchs ist dort nicht anzutreffen, wo ihn die Älteren suchen (...)“<sup>87</sup>, junge Frauen haben sich neue Wege, Zugänge und Mittel suchen müssen, um feministisch aktiv zu sein.

Die Skizzierung der Entwicklung eines feministischen Berufsverständnisses im ersten Teil sollte dazu dienen, die institutionalisierten Möglichkeiten, auf die junge Feministinnen treffen, verstehen zu lernen. Auf der

---

<sup>86</sup> Brückner 1996, S. 160

<sup>87</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 46

einen Seite steht ein modernisiertes Konstrukt feministischer Sozialarbeit mit einem konzeptionell ausgewiesenen Anforderungsprofil und auf der anderen Seite der Anspruch älterer gegenüber jüngeren Kolleginnen, nicht dabei gewesen zu sein und dennoch verantwortlich für den Erhalt feministischer Errungenschaften gemacht zu werden. Innovative Kräfte junger Frauen scheitern viel zu häufig an menschlichen wie strukturellen Grenzen feministischer Tradition. Somit bringen junge Feministinnen andere sozialisationsbedingte Zugänge und Motivationen mit und stehen vor der Aufgabe, diese berufspolitisch zu nutzen und nutzbar zu machen. Es ist schwieriger geworden anzuknüpfen, gesellschaftlich wie institutionell, denn die breite, öffentlich präsente Bewegung ist so nicht mehr existent. Frauenspezifische Themen haben an gesellschaftlichen Plattformen verloren und scheinen, dazu habe ich bereits Silvia Kantos zitiert, auf Grund finanzieller Knappheit sowie genderbezogener Modernisierung schneller und leiser verdrängbar.

„Der Kampf verlagerte sich zu einem großen Teil *in* die verschiedenen Organisationen und wurde so im Rahmen der Öffentlichkeit immer leiser.“<sup>88</sup>

Ich stelle damit die Hypothese auf, dass junge feministische Sozialpädagoginnen weniger laut und präsent sind und sein können. Deswegen ist der folgende methodische Teil der Versuch, eine gemeinsame Sprache zu sprechen, um der Frage: „Wer sind wir und wo sind wir?“ nachgehen zu können. Ausgehend von den Gedanken, Reflexionen und Meinungen der Diskussionsteilnehmerinnen möchte ich auf eine gemeinsame Verstehens-ebene kommen, denn Barbara Stauber umreißt das Generationenthema auch als Verständigungsproblem.<sup>89</sup> Indem das Kriterium „dabei sein ist alles“ ersetzbar wird durch andere und aktuelle frauenbewegte Bezüge, Zugänge und Motivationen. Ich werde versuchen heraus zu finden, wo genau sich der Nachwuchs aufhält und welche Wege diese jungen Frauen gesucht, gefunden oder entdeckt haben.

„Wir sagen: Die alten Parolen gelten nicht mehr. Und alle Zeichen der Zeit zeigen, daß junge Frauen darauf brennen, die Welt nach ihrem Willen und ihren Vorstellungen zu gestalten.“<sup>90</sup>

Im Folgenden werden meine Reflexionen und Erkenntnisse wissenschaftlich gefüttert und mit den Forschungsergebnissen der Gruppendiskussion sowie dem Expertinneninterview gerahmt. Praktisch formuliert und wis-

---

<sup>88</sup> Staub-Bernasconi In: Imma e.V. Dokumentation des Fachtags 2005, S. 22

<sup>89</sup> Vgl. Stauber In: Neue Praxis 34. Jahrgang, Heft 1, S. 31

<sup>90</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 37

senschaftlich ausgefeilt berufe ich mich bei meiner Forschung auf Maria Bitzans Kompetenz- und Praxisbegriff des Konfliktmanagements<sup>91</sup>, mit dem ich entsprechende Verknüpfungen ermöglichen werde. Die Praxis versteht Bitzan als Umgang mit Bewältigung und Regulierung von sowie Verhalten in und zu Konflikten. Ein solches Praxisverständnis integriert sowohl die individuellen, lebenspraktischen, sozialpädagogischen als auch die gesellschaftlichen Handlungsebenen:

„Dieser Praxisbegriff umfasst die individuelle Lebenspraxis der Individuen, lässt sich auf die sozialpädagogische Handlungspraxis beziehen und gilt gleichermaßen für gesellschaftliche Regulierungsverhältnisse.“<sup>92</sup>

Grundlegend ist dabei das Verständnis, dass die Lebenspraxis immer eine Bewältigung von Konflikten ist und somit Erkenntnisquelle und Ansatzpunkt zugleich darstellt. Es gilt eine professionelle Konfliktkompetenz zu entwickeln, die den Fokus nicht nur auf Bewältigungsformen und damit individuelle Leistung lenkt, sondern die dahinter liegenden Konfliktverhältnisse und Beteiligten wahrnimmt, benennt und damit entindividualisiert.

„Aufgabe ist es also nicht nur, ein öffentliches Problem zu lösen, sondern vor allem, es überhaupt erst kenntlich zu machen, öffentlich hervorzubringen.“<sup>93</sup>

Bei der Betrachtung des Berufsverständnisses junger feministischer Sozialpädagoginnen sowie deren generationenspezifische lebensweltliche Betrachtung werde ich versuchen, deren Probleme und Situationen als Konflikte zu begreifen. Maria Bitzans Appell, nicht das Problem, sondern den dahinter stehenden Konflikt zum Ausgangspunkt pädagogischer Betrachtung zu machen, ermöglicht mir die Verschiebung weg von der reduzierten Betrachtung der Personengruppe hin zur Aufdeckung öffentlicher, struktureller Verdeckung und der Analyse politischer Ursachenzusammenhänge. Eine Veröffentlichung dieser Verdeckungszusammenhänge sowie die damit einhergehende politische Kontextualisierung ermöglicht eine neue, konstruktive sowie positiver besetzte Haltung und Emotionalität gegenüber (strukturellen) Konfliktpotentialen und der Situation junger Feministinnen. Anstatt sich in defizitären Strukturen einzurichten, sichert dieser Zugang Reflexionsflächen und Handlungsmöglichkeiten, um Bedingungen und Konflikte aktiv gestalten zu lernen.

---

<sup>91</sup> Vgl. Bitzan 2000 In: Neue Praxis. 30. Jahrgang, Heft 4, S. 335-346

<sup>92</sup> Vgl. Bitzan In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 343

<sup>93</sup> Bitzan/Funk 1998, S. 91 zit. in: Bitzan In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 343

„Mit einer solchen Auffassung können Konflikte grundsätzlich als eine der stärksten Antriebskräfte unserer Existenz begriffen werden, als Ursache, Begleiterscheinung und Folge von Wandel, ein Element, das für das gesellschaftliche Leben ebenso notwendig ist wie für das menschliche Leben die Luft.“<sup>94</sup>

Nach der methodologischen Einführung in meine Forschung werden mir die Kapitel „Generationenbilder“, „Selbstbilder“, „Identitätssuche“, „Verortungen“ und „Intergenerative Perspektiven“ mit einer abschließenden Betrachtung dazu den Rahmen bieten. Mit einem konfliktgeschärften Blick werde ich die Situation junger Frauen sowie intergenerative Konfliktpotentiale als Chance zur Aufdeckung und gegenseitiger Entdeckung verstehen.

*„In der Sozialforschung entsteht Erkenntnis nicht im Kopf des Forschers, nicht auf dem Papier (...), sondern in der gemeinsamen Diskussion verschiedener Individuen, also im Lernprozess der Gruppe.“<sup>95</sup>*

## **2.1 Methodologische Einführung**

Gegenstand der im Folgenden beschriebenen und genutzten Methoden ist das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen und deren Zugänge und Motivationen im Kontext generationenspezifischer Besonderheiten. Zur Analyse und Aufarbeitung dieses Forschungsgegenstandes werde ich das qualitative Forschungsinstrument der Gruppendiskussion nutzen. Den intergenerativen Dialog werde ich hingegen durch ein Expertinneninterview mit einer älteren frauenbewegten Kollegin eröffnen. Der methodologischen Einführung geht die Einordnung in die feministische Forschungstradition voraus.

In Anlehnung an Maria Bitzan verstehe ich unter feministischer Forschung die Sichtbarmachung von Interessen und Bedürfnissen von Frauen, „(...) dem ‚weiblichen Wissen‘, verstanden als angesammeltes Erfahrungs- und Kompetenzwissen jeder einzelnen für sie selbst, Relevanz einzuräumen.“<sup>96</sup> Bitzan leitet aus diesem Verständnis die methodologische Dimension der Anerkennung ab.

„Anerkennung bedeutet im ersten Sinn zunächst die Tatsachenbestätigung der Existenz (...) und im weiteren Sinne, Wertschätzung, Schaffung von Bedingun-

---

<sup>94</sup> Galtung 1975, S.117 zit. in: Bitzan/Klöck 1993, S. 72

<sup>95</sup> Schwarz 2000, S. 100

<sup>96</sup> Bitzan In: Tübinger Institut frauenpolitische Sozialforschung e.V. 1998, S. 194



gen subjektiver Entfaltung. Sie wird zu einem Schlüsselbegriff der Teilhabe und somit auch der Analyse von politischen Zielen und sozialen Bewegungen.“<sup>97</sup>

Die Organisation von Anerkennung wird zur zentralen Kategorie, Absicht und Strukturmaxime feministischer Forschung, „(...) so wird deutlich, daß es auf jeder gesellschaftlichen Ebene um die Herstellung von Status, um die Aufhebung des Mangels an Anerkennung geht.“<sup>98</sup> In Bezug auf strukturelle Konfliktpotentiale im intergenerativen Kontakt sowie im Prozess der beruflichen Verortung junger Feministinnen, geht es im Rahmen dieser feministischen Forschungsarbeit sowohl um die Veröffentlichung der Situation jener jungen Frauen als auch um den Prozess der intergenerativen Verständigung und damit um Anerkennung.

„Verständigung erfordert Interesse, hinter die Kulissen der gegebenen Bilder zu schauen – beides setzt an Unsicherheit, Widersprüchlichkeiten, Unbewertetem an. (...) Das ist Politik.“<sup>99</sup>

Diese Praxis der Verständigung und Organisation von Anerkennung stellen dabei wesentliche Ziele und Zugänge der folgenden Forschungsleistung dar.

Als Ausgangspunkt gelten die Überlegungen von Barbara Stauber in Anlehnung an Mannheim, „(...) dass verschiedene Generationen zwar in derselben Gegenwart leben, diese jedoch vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen biografischen Erfahrungen, ihrer jeweiligen Generationenlagerung unterschiedlich deuten (...).“<sup>100</sup> Zu diesem Zwecke werde ich mit Hilfe des Gruppendiskussionsverfahrens vor allem die Erfahrungen und Bedürfnisse junger Frauen sowie deren Zugänge und Motivationen zum feministischen Engagement herausarbeiten, um in dieser Form Verständigungsprozesse in Gang zu setzen. Dabei zielt diese Verständigungspraxis sowohl auf den intergenerativen Dialog als auch auf die Bezugnahme junger Frauen untereinander ab. Qualitative Forschung scheint in ihrer prozessorientierten Gestalt den geeigneten Rahmen für dieses Forschungsinteresse zu bieten.

„Während empirisch-quantitative Forschung auf eine streng theorie- und hypothesengeleitete Quantifizierung von Ereignissen, Abläufen und Zusammenhängen in der sozialen Wirklichkeit ausgerichtet ist, (...) orientiert sich qualitativ-

---

<sup>97</sup> Tübinger Institut frauenpolitische Sozialforschung e.V. 1998, S. 67

<sup>98</sup> Bitzan In: Tübinger Institut frauenpolitische Sozialforschung e.V. 1998, S. 177

<sup>99</sup> Ebd., S. 195

<sup>100</sup> Stauber In: Neue Praxis. 34. Jahrgang. Heft 1, S. 32



empirische Forschung am Ziel einer möglichst gegenstandsnahen Erfassung der *ganzheitlichen*, kontextgebundenen Eigenschaften sozialer Felder.“<sup>101</sup>

Als Kennzeichen qualitativer Forschung lässt sich der Dialog zwischen Theorie und Methode ableiten, der die Angemessenheit des empirischen Vorgehens prüft. „Entscheidend ist also, ob der Gegenstand auf die Methode passt oder nicht.“<sup>102</sup> Gleichzeitig berücksichtigt dieser Forschungszugang mittels Reflexivität die unterschiedlichen Perspektiven, „(...) dass die auf den Gegenstand bezogenen Sicht- und Handlungsweisen im Feld sich schon deshalb unterscheiden, weil damit unterschiedliche subjektive Perspektiven und soziale Hintergründe verknüpft sind“<sup>103</sup> und verweist damit auf die Subjektivität aller Beteiligten. Auch Guido Schwarz macht im Rahmen seines Buches zum Thema Motivforschung darauf aufmerksam, dass die Subjektivität und damit die Handlungs- und Deutungsmuster der beforschten Personen in ihrer Prozesshaftigkeit der Konstruktion sozialer Wirklichkeiten unterliegen. Qualitative Forschung versteht sich dabei weniger als einheitlicher Forschungsprozess, sondern mehr als Sammelbegriff für verschiedene Forschungsmethoden. Im Rahmen qualitativer Forschung bietet sich daher, für das Erfassen der Stimmen junger Frauen, das Gruppendiskussionsverfahren an.

„Bei der Gruppendiskussion wird eine durch den Forscher zusammengestellte Gruppe gebeten, über ein Thema unter der Leitung eines der *Gruppe* nicht angehörenden Diskussionsleiters zu diskutieren. Ziel dieser Methode ist, Prozesse der individuellen und kollektiven Meinungsbildung zu sozialen Ereignissen und Problemen in einer relativ natürlichen Situation zu untersuchen.“<sup>104</sup>

Hinter einem solchen Verfahren steht laut Lamnek die Annahme, „dass Sinn- und Bedeutungszuschreibungen, Lebensorientierungen (...) sich primär sozial konstituieren, gemeinsamen Erfahrungsräumen entstammen und sich Miteinander von Menschen mit gleichen oder ähnlichen Zusammenhängen zeigen.“<sup>105</sup> Im gemeinsamen Erleben jener Gruppendiskussion erhoffe ich mir die Ableitung kollektiver Orientierungen und gemeinsamer Erfahrungswerte.

Als weitere qualitative Methode werde ich die Technik des Expertinneninterviews wählen. Zum Zweck intergenerativer Dialogstrukturen wird diese Interviewform dazu dienen, Meinungen und Haltungen gegenüber

---

<sup>101</sup> Terhart In: Fribertshäuser/Prenzel 2003, S. 27

<sup>102</sup> Flick 1998, S. 13

<sup>103</sup> Vgl. Flick 2006, S. 16

<sup>104</sup> Schäfers/Kopp (Hrsg.) 2006, S. 185

<sup>105</sup> Lamnek 2005, S. 59

einer jungen Generation feministischer Sozialpädagoginnen zu erfragen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erfahren sowie ein Bild feministischer Sozialarbeit der Gegenwart und Zukunft zu zeichnen.

## Die Hinführung: Gruppendiskussion

„Es sind die Gruppen selbst, die uns zeigen, wo das jeweilige Zentrum, der jeweilige Focus, ihres Erlebens und damit der Kollektivität zu suchen ist, von dem her sich dann der Erfahrungsraum der Gruppe, der Kollektivität am sichersten interpretieren lässt.“<sup>106</sup>

Auf dieser Definitionsgrundlage organisierte und gestaltete ich, in der Doppelrolle als Moderatorin und Forschende, die vorher wissenschaftlich eingebettete Gruppendiskussion. In Anlehnung an Lamneks Vorüberlegungen wählte ich als Diskussionsort die Räumlichkeiten einer feministischen Beratungsstelle. Denn der Autor empfiehlt, dass „Orte, die lebensweltlich mit dem Diskussionsgegenstand und/oder den Diskutanten assoziiert sind (...)“<sup>107</sup> zu bevorzugen seien. Die Beratungsstelle repräsentiert eine 20-jährige Tradition feministischer Arbeit sowie Professionalisierung und bildet damit den Institutionsrahmen, denen junge Frauen heute begegnen. Diese Räume und Institutionsgeschichte zu nutzen, um sie mit Leben und Inhalten junger Frauen zu besetzen, hielt ich inhaltlich wie atmosphärisch für sinnvoll.

Als Repräsentantinnen einer jüngeren Generation feministischer Sozialpädagoginnen, die ich auf eine Altersspanne von 24-31 Jahren begrenzte, wählte ich drei Teilnehmerinnen, die sich alle als Feministinnen bezeichnen und denen ich in privaten und/oder frauenpolitischen Zusammenhängen begegnete. Die folgenden Angaben entnahm ich einem Kurzfragebogen, den ich im Anschluss an die Gruppendiskussion zur Sicherung persönlicher Daten an die Teilnehmerinnen austeilte.<sup>108</sup> Auf Wunsch der Teilnehmerinnen anonymisierte ich ihre Angaben.

*Sarah* ist 26 Jahre alt und in der Ausbildung – im Studium der Sozialen Arbeit. Sie sammelt seit 3,5 Jahren Erfahrungen in der Arbeit im Frauenhaus und in der stationären und ambulanten Jugendhilfe. Zuletzt war sie

---

<sup>106</sup> Bohnsack 2000, S. 45 zit. in: Lamnek 2005, S. 131

<sup>107</sup> Lamnek 2005, S. 122

<sup>108</sup> Siehe Kurzfragebogen, bei der Autorin einsehbar

in einer Tagesgruppe tätig, die sich vorrangig auf die Arbeit mit Jungen konzentriert.

*Anna* absolvierte ihr Studium „gesellschaftliche Prävention und Resozialisierung“ in einem osteuropäischen Land und arbeitete dort als Sozialarbeiterin im Sozialamt. Nach ihren Angaben kommt ihr Studium dem Abschluss einer Sozialpädagogin gleich. *Anna* ist 28 Jahre und arbeitet gegenwärtig an ihrer Promotion mit feministischem Schwerpunkt. Gleichzeitig ist sie freiberuflich in der Mädchen- und Frauenbildung tätig.

*Nadine* ist 31 Jahre und nach ihrem Magister in Pädagogik seit 12 Jahren in der feministischen Arbeit tätig. Sie arbeitet seit vier Jahren in der offenen Jugendarbeit mit dem Schwerpunkt feministische, parteiliche Mädchenarbeit.

In Vorbereitung auf diese Diskussion entwarf ich einen Diskussionsleitfaden, der mir die Reduktion auf bestimmte Teilaspekte ermöglichte. Dieser orientierte sich an der methodologischen Aufbereitung Lamneks, durch die Differenzierung und Nutzung verschiedener Fragenfolgen und Intentionen. Einfache und offene Fragen ermöglichten dabei nicht nur eine erhöhte Antwortbereitschaft, sondern erweiterten ebenfalls den Handlungs- und Antwortspielraum.<sup>109</sup> Im Bezug auf die Fragenfolge verweise ich auf Loos und Schäfer.<sup>110</sup>

Die Frage nach: „*Was zeichnet unsere Generation aus?*“ diente als Einstiegsfrage, deren Beantwortung auf kreativer Ebene möglich war und auf individuelle sowie gruppencentrierte Bearbeitung fokussierte. Diese Frage zielte auf die Einführung und Einstimmung des Themas ab und die Schaffung eines Gemeinschaftsgefühls durch die Reflexion gemeinsamer, generationenspezifischer Erlebnisse, Merkmale oder Erkenntnisse. Dem schlossen sich als Vorstellungsrunde die Einleitungs- und Überleitungsfragen „*Wie bist du zum Feminismus gekommen bzw. darauf aufmerksam geworden?*“ und „*Weshalb bzw. mit welcher Idee bist du feministisch denkend und handelnd geworden?*“ an. Diese Fragen betrachten den Zugang und die Motivationen feministischer Verortung. Die Gruppendiskussion entzündete sich an der Schlüsselfrage: „*Was denkt ihr ist heute anders als in anderen, früheren frauenbewegten Zeiten?*“ Die von Lamnek empfohlenen Schlussfragen bezogen sich auf den intergenerativen Lernprozess: „*Was können wir voneinander lernen?*“

---

<sup>109</sup> Vgl. Lamnek 2005, S. 98ff

<sup>110</sup> Loos/Schäfer 2001, S. 50

Während der gesamten Diskussion galt es, das Prinzip der Selbstläufigkeit zu beachten. Die Literatur begreift dieses Prinzip als Sicherstellung der Eigenläufigkeit des Diskussionsprozesses, was zu einer natürlichen Gesprächssituation und Atmosphäre führen soll. Diese Selbstläufigkeit ermöglicht, dass sich kollektive Bedeutungsmuster zeigen und aktualisieren, denn tieferliegende oder latente Meinungen gewinnen „(...) erst an Kontur, wenn das Individuum – etwa in einem Gespräch – sich gezwungen sieht, seinen Standpunkt zu beziehen und zu behaupten.“<sup>111</sup> Dies hatte zur Folge, dass ich mich in meiner Funktion als Moderatorin weitgehend zurückhalten musste und auf die Regulierung formaler, organisatorischer Abläufe beschränkte.

### **Die Hinführung: Expertinneninterview**

Das Expertinneninterview versteht sich als eine Form des Leitfaden-Interviews und wird damit „(...) als eine der methodischen Säulen qualitativer Forschung behandelt.“<sup>112</sup> Mittels offen formulierter Fragen, die im Leitfaden dokumentiert sind, gilt es ein gewisses Vorverständnis des Untersuchungsgegenstandes zu entwickeln:

„Erst auf Basis fundierter, theoretischer oder empirischer Kenntnisse lassen sich Leitfaden-Fragen formulieren“<sup>113</sup>.

Im Zuge der Entwicklung eines solchen Leitfadens sicherte ich mir jenes theoretische Fundament mit Blick auf meine wissenschaftliche Einführung im ersten Teil dieser Arbeit. Dabei wählte ich als spezielle Anwendungsform das Expertinneninterview, das sich der befragten Person im Unterschied zu biografischen Interviews weniger als ganze Person, denn in der Eigenschaft als Expertin für ein bestimmtes Handlungsfeld nähert.<sup>114</sup> Als Expertin stand mir in diesem Falle *Beate* zur Seite: Beate ist 45 Jahre alt und seit 26 Jahren in der Sozialen Arbeit tätig. Als Sozialpädagogin sammelte sie in ihrer langjährigen Arbeit vor allem Erfahrungen in der feministischen Mädchen- und Frauenarbeit sowie in der Aus- und Fortbildung mit dem Arbeitsthema sexualisierte Gewalt. Als Vertreterin einer älteren Generation feministischer Sozialpädagoginnen scheint sie mir die geeignete Expertin zu sein. Da keine der jungen feministischen Sozialpädagoginnen ihren Blick und ihre Erfahrungswerte teilen kann,

---

<sup>111</sup> Pollock 1955, S. 32 zit. in: Bohnsack In: Friebertshäuser/Prengel 2003, S. 493

<sup>112</sup> Flick 2006, S. 143

<sup>113</sup> Friebertshäuser In: Friebertshäuser/Prengel 2003, S. 375

<sup>114</sup> Vgl. Flick 2006, S. 139

demonstriert Beate einen Expertinnenstatus und stellt sich gleichzeitig als Repräsentantin einer älteren Generation feministischer Sozialpädagoginnen dar.<sup>115</sup> Beates Stimme sichert damit den intergenerativen Anspruch und Dialog dieser Arbeit. Es galt mit Hilfe des vorliegenden Leitfadens durch die Frage „*Was zeichnet deine/eure Generation feministischer Sozialpädagoginnen aus?*“, die Besonderheiten ihrer Generation feministischer Sozialpädagoginnen herauszuarbeiten. Dem folgte der intergenerative Brückenschlag mit der Frage: „*Was zeichnet für dich eine junge Generation feministischer Sozialpädagoginnen und deren Berufsverständnis aus?*“, gekoppelt mit der Fragestellung: „*Was denkst du können wir voneinander lernen?*“<sup>116</sup> Diese Frage sollte dazu verhelfen, intergenerative Zuschreibungen, Vorbehalte und Perspektiven zu entschlüsseln und in einen Dialog zu bringen. Ebenso wird das Expertinnenwissen von Beate mittels der Frage „*Was sind deiner Meinung nach Punkte/Kriterien eines feministischen Berufsverständnisses?*“ dazu genutzt, das Formen eines Berufsverständnisses zu ermöglichen bzw. zu ergründen. Insgesamt soll mit dieser Perspektive der Anspruch gegenseitiger und intergenerativer Anerkennung gewahrt und gefördert sowie ein Dialog eröffnet werden.

„Es fehlt uns Feministinnen, denke ich: der Dialog der Generationen. Damit wir voneinander lernen. Die ‚Alten‘ sollen erfahren, dass es noch wenn auch hier in kleinen Grüppchen feministisch denkende Frauen gibt, und die ‚Jungen‘ sollen von den Erfahrungen der Älteren zehren.“<sup>117</sup>

Dieser Dialog setzt am Expertinnenstatus aller Beteiligten an und will Ausdruck eines Kennenlernens und Beziehungsknüpfens sein, denn der „(...) Forschungsprozeß soll wechselseitiges Lernen und Veränderung für alle Forschungsteilnehmerinnen ermöglichen.“<sup>118</sup>

---

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. Ablaufplan Expertinneninterview im Anhang

<sup>117</sup> Ebenfeld In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., Heft 66/67, S. 98

<sup>118</sup> Abels In: Friebertshäuser/ Prengel 2003, S. 131



## Die Auswertung

„Durch die Auswertung soll es zur Verdichtung des Datenmaterials kommen, zu neuen Lesarten und zu einer Verknüpfung mit anderen wissenschaftlichen Arbeiten.“<sup>119</sup>

Zur Ermöglichung eines solchen Forschungsanspruches zeichnete ich die Gruppendiskussion sowie das Expertinneninterview per Tonband auf und transkribierte den Diskussionsverlauf. Zum Zwecke der Lesbarkeit und auf Grund der Fokussierung auf inhaltliche, thematische Aspekte verschriftlichte ich den Gesamtverlauf und notierte nur auffällige Pausensetzungen sowie Lachen. In den Fußnoten werden die Zitate aus der Gruppendiskussion im Folgenden mit G. gekennzeichnet, während die Auszüge aus dem Expertinneninterview mit E. betitelt werden. Bei dieser Form der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring<sup>120</sup> orientierte ich mich an den Vorschlägen von Heinz Moser, der eine schrittweise Auswertung des Datenmaterials empfiehlt, denn nach seiner Meinung „(...) kann nicht genug unterstrichen werden, wie wichtig ein systematisches und kontrolliertes Vorgehen ist, um Bedeutungen und Interpretationen, die von den Beforschten mit bestimmten Themen verbunden werden, zuverlässig herauszuarbeiten.“<sup>121</sup> Moser begreift den Verlauf der Datenauswertung als einen Prozess zwischen Dekonstruktion und Rekonstruktion, dessen Ziel die Interpretation der vorliegenden Daten ist, „(...) d.h. die auf wesentliche Gesichtspunkte hin zu analysieren, Gemeinsamkeiten und Unterschiede festzustellen, auf das darin zum Ausdruck kommende Verhalten der Untersuchten rückzuschließen etc.“<sup>122</sup> Eine solche reflektierende Analyse lässt sich als Konstruktionsprozess verstehen, der durch das Aufdecken allgemeiner Sinnzusammenhänge die Dekonstruktion, „(...) daß die Identitäten des ursprünglichen Textes aufgebrochen und hinterfragt werden“<sup>123</sup> erlaubt. Diesem Prozess liegt, in Anlehnung an die Grounded Theory von Anselm Strauss und Juliet Corbin<sup>124</sup>, die Reduktion der Daten zu Grunde, in welchem interessante und für das Forschungsinteresse relevante Inhalte selektiv herausgearbeitet werden, die dazu dienen bestimmte Kategorien oder passende Begriffe für be-

---

<sup>119</sup> Moser 1995, S. 173

<sup>120</sup> Vgl. Mayring In: Flick (Hg.) 2000, S. 468-475

<sup>121</sup> Moser 1995, S. 173

<sup>122</sup> Ebd., S. 178

<sup>123</sup> Ebd., S. 179

<sup>124</sup> Vgl. Strauss/Corbin 1996



stimmte Phänomene einzuführen. Kategorien werden nach Strauss und Corbin folgendermaßen definiert:

„Eine Klassifikation von Konzepten. Diese Klassifikation wird erstellt, wenn Konzepte miteinander verglichen werden und sich offenbar auf ein ähnliches Phänomen beziehen. So werden die Konzepte unter einem Konzept höherer Ordnung zusammen gruppiert – ein abstrakteres Konzept, genannt Kategorie.“<sup>125</sup>

Das Durchsuchen des Textes nach diesen Analysekatégorien und das Bilden von Codes bzw. Kriterienrastern leiten die nächsten Schritte jener Analyse ein. Nach Huber können diese Untersuchungseinheiten Wörter, Wortbedeutungen oder Thematiken sein.<sup>126</sup> Diese prozesshafte Analyse des Datenmaterials wird offenes Codieren genannt, „[d]er Prozess des Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten“<sup>127</sup>, und dient der Systematisierung des Datenmaterials. Dieser Phase der Kategorisierung und Zuordnung schließt sich nach Moser das Relationieren an, die Herstellung von Beziehungen zwischen den Codierungen, um theoretische Zusammenhänge zu erzeugen, zu verifizieren oder zu modifizieren. Nach Strauss wird diese Form des Relationierens auch als axiales Codieren bezeichnet, denn bestimmte Kategorien werden immer bedeutsamer.

„So ergibt sich allmählich ein dichtes Beziehungsnetz um die ‚Achse‘ der im Zentrum stehenden Kategorie herum. Die Eigenschaften dieser zentralen Kategorie werden differenzierend herausgearbeitet und danach die Relationen und Beziehungen zu anderen Kategorien systematisch beschrieben.“<sup>128</sup>

Diese qualitative Inhaltsanalyse versteht sich nach Moser nicht als lineares Ablaufmodell, sondern als eine prozesshafte Gestalt. Zur Ausformung dieser Gestaltung werde ich mich im Sinne der Triangulation in der vergleichenden Forschung üben und die Ergebnisse des Interviews mit der älteren frauenbewegten Kollegin mit den gewonnenen Interpretationen der Gruppendiskussion erweitern.

„Im idealen Fall gelingt durch Triangulation eine Ergänzung der Perspektiven. Daß dabei nicht immer derselbe ‚Gegenstand‘ in den Blick genommen wird, ist in dieser Hinsicht nur von Vorteil, da sich hierdurch z.T. *Perspektivenverfestigungen* im Forschungsprozeß aufbrechen lassen.“<sup>129</sup>

---

<sup>125</sup> Strauss/Corbin 1996, S. 43

<sup>126</sup> Huber 1991 zit.in: Moser 1995, S. 184

<sup>127</sup> Strauss/Corbin 1996, S. 43

<sup>128</sup> Moser 1995, S. 185

<sup>129</sup> Loos/Schäffer 2001, S. 73

Im Folgenden werden nun verschiedene zentrale Kategorien eingeführt, die jenen Analyseprozess durchlaufen haben. Die jeweiligen Subkategorien, auch Analysekat<sup>o</sup>gorien genannt, sind durch eine kursive Schriftform gekennzeichnet. Dabei stehen diese Kategorien in Wechselwirkung und stellen keine feststehenden Konstrukte dar. Vielmehr repräsentieren sie die Vielfältigkeit und den Reichtum feministischer Orientierung und Zukunft.

„(...) auf der einen Seite hat man ganz viel Freiheit, aber auch ganz wenig Orientierung.“<sup>130</sup>

### 3. „Hier sind wir!“

#### 3.1 *Wer wir sind I: Generationenbilder*

Diese zentrale Kategorie, welche die Charakteristika des Generationsverstehens der Diskussionsteilnehmerinnen abbildet, ergab sich durch den Einstieg in die Gruppenarbeitsphase über die kreative Bearbeitung der Frage: „Was zeichnet unsere Generation aus?“ Ausgehend von der Fragestellung erarbeiteten die Teilnehmerinnen in einer zehnminütigen Stillarbeitsphase ihre Gedanken und Assoziationen zur Fragestellung. Im Plenum erfolgte die kollegiale Bearbeitung ihrer Antworten, Gedanken und der verschiedenen Erkenntnis- und Verarbeitungsprozesse.

Als Teil dieser Generationenbilder präsentiert Sarah in Form von Dreiecken das Stichwort *Vielfalt*, das als Analysekategorie gültig gemacht wird:

„Weil ich finde, Dreieck ist die Form, die man egal wie, immer aneinander reihen kann. Das war für mich das kennzeichnende, also jeder kann momentan in einer Vielfalt auswählen und kann sich so ne Art Mosaik zusammen stecken. Ich nenne mal ein paar Aspekte, die mir eingefallen sind, aufgeschrieben. Aber mit Fragezeichen, denn ich denke es gibt ganz vieles, was ich nicht benannt hab. Das ist: Freundschaft, Beruf, Familie, der Wohnort, die Kultur, also Interkulturalität, Sexualität, Religion, Politik, genau, das waren jetzt so die Dinge, mehr Dreiecke hat ich jetzt auch erstmal nicht.“<sup>131</sup>

Den Gedanken der Vielfältigkeit unterstreicht Nadine, indem sie auf die Unterschiedlichkeit junger Frauen hinweist:

„Und gleichzeitig merke ich, dass ich es schwierig finde als Generationenvertreterin angesprochen zu werden. Weil, und ich glaube, da ist jetzt wieder die Parallele zur Vielfältigkeit, ich das Gefühl habe, es ist schon noch mehr in das Bewusstsein gekommen, das junge Frauen als solche unterscheiden und sich auch noch mal gesellschaftlich in anderen Situationen befinden. Also, als Lesbe lebt man anders als als Hetera und als Migrantin, zumindest strukturell sind das andere Bedingungen. Genau.“<sup>132</sup>

Die Pluralisierung von Lebensformen und Ausweitung der Handlungsspielräume junger Frauen scheinen zentrale Themen zu sein. Auch Maria Bitzan verweist in ihrem konfliktorientierten Blick auf die vervielfältigten Formen und geöffneten Optionsrahmen für Frauen in Richtung moderner

---

<sup>130</sup> G. 100-102

<sup>131</sup> G. 88-97

<sup>132</sup> G. 144-150

Lebensführung und beruflicher Möglichkeiten. Durch die Berufung auf die Ideologie der Selbstgestaltung – den Verweis auf die Notwendigkeit individueller Leistung und Gestaltung – wird die Einlösung erweiterter Optionsrahmen oder das Nutzen von Vielfältigkeit von der sozialstaatlichen Verantwortung auf individuelle Bewältigungsleistung verschoben.<sup>133</sup> Gerade für Frauen wird das Nutzen vervielfältigter Handlungsräume zur individuellen Bewältigungsaufgabe und scheint strukturell nicht einlösbar. Praktisch begriffen bedeutet dies, dass die Dreiecke zwar zur Verfügung stehen, aber diese zusammen zu tragen und passend zu stecken liegt in der individuellen Gestaltung und Bewältigung.

„Für mich war das so, jeder kann sich sein Bild momentan zu Recht stellen, wo für mich ganz viel Flexibilität drin liegt, aber genau so viel Risiko oder Unsicherheit.“<sup>134</sup>

Diese, von Maria Bitzan und anderen Autorinnen gezeichnete scheinbare Vielfältigkeit der Moderne, begreift Sarah als generationenspezifisches Merkmal. Sie selbst formuliert die Komplexität und Widersprüchlichkeit einer solchen gesellschaftlichen Ausformung und verweist auf die Gleichzeitigkeit von Vielfältigkeit und Unsicherheit „(...) auf der einen Seite hat man ganz viel Freiheit, aber auch ganz wenig Orientierung.“<sup>135</sup>

Auf dieser Grundlage widmen sich die Diskussionsteilnehmerinnen auch dem Gedanken der *Entpolitisierung* als weitere Analysekategorie jener Generationenbilder. In Abgrenzung zur 68er-Generation beschreibt Nadine ihr Gefühl, „(...) jetzt läuft alles auf Sparflamme, damals war alles noch viel politischer und da ist einfach viel mehr passiert. Das kann ich ganz klar sagen“.<sup>136</sup> Auch Anna versteht mit Blick auf ihre Biografie ihre Generation als unpolitisch, „die Fahnen sind leer.“<sup>137</sup>

„Also, ich habe eigentlich wirklich das Gefühl, dass ich auf dem Feld der feministischen Sozialarbeit oder sozialpolitischen Arbeit in einem kleinen Kreis stehe und gegenüber einem Kreis, von Mehreren in einer Masse, die unpolitisch arbeitet oder sich nicht unbedingt damit identifiziert.“<sup>138</sup>

Annas Beschreibung lässt sich in vielen Worten der anderen Diskussionsteilnehmerinnen wiederfinden. Das Gefühl, „(...) dass es früher mehr po-

---

<sup>133</sup> Vgl. Bitzan In: Widersprüche, Heft 84, 22. Jahrgang, Nr. 2, S. 2

<sup>134</sup> G. 97-99

<sup>135</sup> G. 100-102

<sup>136</sup> G. 113-114

<sup>137</sup> G. 192

<sup>138</sup> G. 227-230

litischen Kampf gab“<sup>139</sup> begleitet den gesamten Diskussionsverlauf. Die bereits erläuterten Entpolitisierungserscheinungen der Moderne spiegeln sich damit im Erleben der jungen Frauen. Im Fokus feministischer Arbeit, die als politische Offensive begann und sich nun als institutionalisierte Alternative zeigt, verlor sich die politische Präsenz der Bewegung sowie der aktiven Frauen. Gleichzeitig weisen diese Bilder und Aussagen darauf hin, dass sich junge Feministinnen trotz gesamtgesellschaftlicher Entpolitisierungstendenzen sehr wohl politisch denkend und handelnd verorten. In Abgrenzung zu einer „politisch leere[n] Generation“<sup>140</sup> zeigt die stetige Reflexion gesellschaftlicher, Mädchenspezifischer und persönlicher Geschehnisse und Entwicklungen die Politikbezogenheit der Diskussionsteilnehmerinnen.

„Ja und ein Teil davon ist, dass Mädchenarbeit ohne Mädchenpolitik nicht gehen kann. Genauso wie Frauenhausarbeit nicht ohne Frauenpolitik nicht gehen kann oder Lesbenprojekte nicht laufen ohne Lesbenpolitik zu machen.“<sup>141</sup>

Eine *gesellschaftskritische Perspektive* als weitere Analysekategorie zieht sich durch den Verlauf der Diskussion und verdeutlicht den politischen Anspruch, die Motivation und den Blick junger Feministinnen, „(...) zum Beispiel das ‚Private ist politisch‘, was ja früher, damals jener Zeit ja auf den Fahnen stand, finde ich gilt immer noch (...)“<sup>142</sup>. So repräsentiert die von allen geteilte Auffassung einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur einen Teil dieser generationenspezifischen politischen Positionierung und Verortung.

„Wir leben in einer Gesellschaft, in einer patriarchalen Gesellschaft, das ist so die oberste Prämisse und damit gibt es ein vorgegebenes Geschlechterverhältnis, was sich im Alltag in Interaktionen immer zeigt. Und letztendlich direkte Gewalt ein Ausdruck von Machtverhältnissen ist.“<sup>143</sup>

Es lässt sich ableiten, dass die Interpretation und die Auslegung des alten Schlachtrufes „das Private ist politisch“ nicht nur im projektbezogenen Arbeitskontext verhandelt werden, sondern ein Ausdruck eines Gesamtblickes, einer Lebens- sowie Arbeitshaltung junger feministischer Sozialpädagoginnen zu sein scheinen. Denn junge Frauen lernen sich nicht nur im Rahmen projektorientierter Politik zu verorten, sondern erbringen diese Leistung innerhalb selbstreflexiver Lebensgestaltung. Dieses

---

<sup>139</sup> G. 459

<sup>140</sup> G. 195

<sup>141</sup> G. 421-424

<sup>142</sup> G. 405-407

<sup>143</sup> G. 421-424

Spezifikum junger Feministinnen offenbart sich vor allem in einer kurzen Fragebogenerhebung<sup>144</sup>, die ich zur Sicherung wichtiger Daten im Nachhinein initiierte. Auf die Frage „Wo und wie engagierst du dich feministisch?“ antwortete Anna: „Aktive, alltägliche oder berufliche Aktivitätsunternehmen für die positive Veränderung und für das Bewusstmachen der Mitmenschen“. Auch Sarahs Antwort berücksichtige die private Ebene: „Im ALLTAG meines Lebens, wo und wie immer ich kann (das hoffe und versuche ich zumindest).“ Die Antworten der jungen Frauen lassen darauf schließen, dass jener Schlachtruf, wie von Nadine formuliert, sehr wohl Gültigkeit hat und bezeichnend für das Politikverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen zu sein scheint. Es bleibt allerdings zu vermuten, dass sich der Umgang mit dieser Form der Politisierung diversifiziert hat, gerade weil sich Selbstverständnisse im Privaten verändert haben. Dennoch bleibt die feministische Reflexionsfolie, das Private zum Gegenstand politischen Denkens und Handelns zu machen, als solche erhalten. Ich schlussfolgere demnach, dass auf Grund der Loslösung aus projektspezifischen Zusammenhängen oder kollektiven Mustern die individuelle Reflexion und Entwicklung politischen Bewusstseins die private Ebene einschließt, ja einschließen muss. Denn in der aufgezeigten Entwicklung feministischer Projektarbeit und Professionalisierung erscheint der Politikbegriff eher verschwommen und abgelöst von effizienten und leistungsorientierten Strategien, die wenig Platz für politische Entwicklung lassen. Junge Frauen haben diesen Schritt demnach vor der beruflichen Verortung zu leisten und dieser beginnt, wie mir die Diskussionsteilnehmerinnen verrieten, in erster Linie in der Reflexion ihrer Biografie und damit ihres privaten Lebens: „(...) und weil ich schon sowieso meine Biografie überlegt habe, wie ich lebe, was mache ich mit meinem Körper als Frau (...).“<sup>145</sup>

Es bleibt demnach zu konstituieren, dass sich eine gesellschaftskritische Perspektive unter Einbeziehung des Privaten als Grundlage feministischen Denkens und Zugang politischen Wirkens nicht verändert hat „(...) und dieser gemeinsame Kampf oder dieses gemeinsame, das ist, finde ich zu früheren Frauenbewegungen wie auch immer, identisch geblieben.“<sup>146</sup> Die Art des Kampfes hat sich diversifiziert, denn der politische Wirkungskreis, Strukturen und die politische Arena haben sich differenziert. Trotzdem scheint der Ausgangspunkt feministischer Arbeit und eines entspre-

---

<sup>144</sup> Vgl. Kurzfragebogen, bei der Autorin einsehbar

<sup>145</sup> G. 251-252

<sup>146</sup> G. 553-555



chenden Berufsverständnisses – damals wie heute – auf gesellschaftliche Veränderung und Gestaltung abzu zielen. Sowohl Nadine als auch Anna betonen explizit die Gestaltung einer geschlechtergerechten Gesellschaft als Zielorientierung und verdeutlichen das politische Fundament eines feministischen Berufsverstehens.

Fokus dabei ist, nach Meinung der taz-Journalistin Oestreich, nicht mehr nur, „(...) die Frau empathisch von ihren Fesseln zu befreien, sondern Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern.“<sup>147</sup> Diese *Erweiterung der Perspektive*, von der ausschließlichen Sicht auf Frauen und Mädchen hin zu einer gesamtgeschlechtlichen Orientierung und Integration eines Gender-Blickes, lässt sich als Abbild einer neuen, jungen Generation, Motivation und als weitere Analysekategorie verstehen. Betrachtet man die momentane, scheinbare Dringlichkeit und Profilierungshetke mit dem Genderthema, scheinen sich junge Frauen diesem modernen Konstrukt geschlechtsspezifischer Arbeit nähern zu müssen.

„Und das andere ist, ich glaube da kommen wir heutzutage nicht mehr dran vorbei, uns mit dem Konzept von Gender Mainstreaming auseinander zu setzen und zu sagen, das ist ja erstmal ein abstraktes Konzept und wir füllen es mit feministischen Inhalten.“<sup>148</sup>

Die Errungenschaften und Verdienste feministischer Arbeit, also dem Geschlechterthema eine solche zentrale Stellung verschafft zu haben, sowie gesellschaftliche Verdeckungsbeziehungen, wie die Suggestion Mädchen bräuchten in modernen, emanzipierten Zeiten keine explizite feministische Förderung mehr und müssten sich genderbezogenen Ansprüchen anpassen, ermöglichen bzw. bedingen diese Erweiterung feministischer Perspektive. Denn neben der inhaltlichen Entwicklung und Ausweitung feministischen Denkens verlangt vor allem die Auflösung feministischer Netzwerke und autonomer Ansprüche in vielen Fällen die Integration eines gemischtgeschlechtlichen Blickwinkels als eine Form der politischen Kompromissbildung. Melanie Ebenfeld denkt die in ihrem Aufsatz „Gedanken einer vierundzwanzigjährigen Genderaktivistin“ folgendermaßen weiter:

„Feminismus ist für mich ein Prinzip, das jeder Mensch, der demokratisch ist und sich für die Menschenrechte ausspricht, in sein Denken und Handeln einbeziehen sollte.“<sup>149</sup>

---

<sup>147</sup> Oestreich (2007) In: taz 10.Woche. 29.Jahrgang. Ausgabe West, S. 3

<sup>148</sup> G. 1337-1340

<sup>149</sup> Ebenfeld In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., S. 200

Feminismus demokratisch zu verorten und dessen praktische Ausformung nicht nur für Frauen nutzbar zu machen, scheint heute mehr als in früheren frauenbewegten Zeiten zur Einlösung zu kommen. Auch Sarah unterstreicht diesen Gedanken: „Nicht nur weil wir Frauen sind machen wir feministische Arbeit.“<sup>150</sup> Diese Ausdifferenzierung der Zugänge feministischer Orientierung distanziert sich gleichzeitig von den Ansprüchen „geistiger Mütterlichkeit“ der ersten Frauenbewegung, diversifiziert das Charakteristikum „Frausein“ und erlaubt das Finden und Bilden weiterer Identifikationsmerkmale, in denen sich die bewusste parteiliche Arbeit mit Mädchen aber weiterhin legitimieren und realisieren lässt. Nadine formuliert dies folgendermaßen:

„Ja, aber ich glaube, die Klammer drum herum ist, Mädchen und junge Frauen und dahinter die Grundhaltung Feminismus. Und das in jeder Entscheidung, die ich tue und wann immer ich mich einsetzte für Mädchen und junge Frauen, dann tue ich das vor meinem feministischen Hintergrund und bringe genau das auch ein. Ich weiß nicht, ich kann mich auch für Jungs einsetzen, dass glaube ich auch, aber ab einem gewissen Punkt schließt sich das aus und das hat was mit meinem Hintergrund zu tun. Warum ich finde, dass müssen Jungenarbeiter machen. Also, auch Jungen brauchen eine Parteilichkeit, aber das werde ich nicht leisten können, weil ich parteilich für die Mädchen bin.“<sup>151</sup>

Die sich hier andeutende Distanzierung von einem ausschließlich weiblichen Betroffenheitsanspruch manifestiert sich in der *Inszenierung eines Subjekt-Status* als einer weiteren Analysekategorie, Bild und wesentlicher Zugang moderner feministischer Sozialarbeit. Naomi Wolf beschreibt diese Entwicklung als Abkehr vom Opferfeminismus, dem „(...) Streben nach Macht, indem man Ohnmacht und Opferrolle der Frauen in den Vordergrund stellt und gleichzeitig dem männlichen Geschlecht insgesamt Herrschsucht und Aggressivität vorwirft.“<sup>152</sup> Diese Subjektwerdung junger Frauen im Zuge moderner, anderer Selbstverständnisse und Bedingungen lässt sich als Verdienst feministischer Arbeit, Aufklärung und gesellschaftlicher Umwälzung verstehen. Wolf skizziert diese Wendung als Power-Feminismus: „Seine Basis ist Toleranz und die Achtung weiblicher Individualität, und versteht sich als Feminismus des Optimismus und der Stärke.“<sup>153</sup> Auch wenn feministische Arbeit im retrospektiven Erleben der drei jungen Frauen keine tragende Rolle spielte, so schlussfolgert Sarah mit Blick auf ein ganzheitliches Erleben, „(...) dass eigentlich

---

<sup>150</sup> G. 1310-1311

<sup>151</sup> G. 1357-1366

<sup>152</sup> Wolf 1993, S. 15

<sup>153</sup> Ebd., S. 15

was erreicht wurde, nämlich dass wir in einem anderen Verständnis schon aufwachsen.“<sup>154</sup> Gleichzeitig dokumentiert der Diskussionsverlauf, dass sich die Teilnehmerinnen zwar aus der ausschließlichen Opferperspektive befreit haben, aber stetig auf der Folie eines Betroffenheitsanspruches verhandeln. Diese Gleichzeitigkeit von Emanzipation und Betroffenheit führt die Diskussion um patriarchale Strukturen zur Betrachtung des Betroffenheitsparadigma im Kontext struktureller Gewalt.

„Und diese Betroffenheit hat sich ja nicht verändert. Also, davon sind ja noch immer alle Frauen betroffen, von den Strukturen einer Gesellschaft.“<sup>155</sup>

Hier scheinen die Diskussionsteilnehmerinnen wiederum ein Abbild generationsspezifischer Merkmale im Kontext moderner Suggestion von Vielfältigkeit, Selbstgestaltung und Emanzipation zu sein. Vielmehr leisten die drei jungen Feministinnen hier Aufklärungsarbeit, indem sie das Spannungsfeld zwischen gesellschaftlich geformter und versprochener Emanzipation und dem lebensweltlichen Erleben von Betroffenheit und damit von Benachteiligung und Diskriminierung benennen. Diese politische Rückbindung und Reflexion der Betroffenheit mit Blick auf die strukturelle Ausgestaltung einer Gesellschaft unterstreicht ebenfalls die politische Weitsicht junger Frauen – „Ja, da hast du Recht. Also, ich würde das unterschreiben und sagen wir sind alle betroffen.“<sup>156</sup> Auf der Grundlage eines solchen traditionellen feministischen Verständnisses von Betroffenheit, führt Sarah gleichzeitig eine erweiterte Sicht ein, indem sie auf die veränderte und widersprüchliche Form einer strukturellen Betroffenheit hinweist.

„Ich denke auch, die Betroffenheit ist eine andere geworden. Für mich ist sie subtiler oder versteckter oder ich weiß es nicht.“<sup>157</sup>

Der Hinweis darauf, dass sich Betroffenheit nicht verändert hat und gleichzeitig doch „eine andere geworden“ ist, „(...) zeigt sich in diesem Beispiel also als Entöfentlichung geschlechtshierarchischer Widersprüche und Individualisierung gesellschaftlicher Konflikte, die ihre Lösung zur Privataufgabe machen.“<sup>158</sup> Mit Hilfe des konfliktorientierten Zugangs nach Maria Bitzan wird es mir möglich, diesen eigentlichen Widerspruch im Kontext einer modernisierten Gesellschaftsstruktur zu interpretieren. Denn die Aufarbeitung einer strukturellen sowie persönlichen Betroffen-

---

<sup>154</sup> G. 340-341

<sup>155</sup> G. 1270-1271

<sup>156</sup> G. 1327-1328

<sup>157</sup> G. 476-478

<sup>158</sup> Bitzan 2000 In: Neue Praxis. 30. Jahrgang. Heft 4, S. 340

heit, die sich in der zweiten Frauenbewegung öffentlich verortete und letztendlich in Institutionalisierungsprozessen mündete, hat sich im Zuge der Entöffentlichung gesellschaftspolitischer Konflikte in die individuelle Bewältigung verschoben. Sarah macht damit ebenfalls eine weitere Analyse-kategorie und Bild jener Generation deutlich: Die *Entöffentlichung gesellschaftlicher Widersprüche*. Maria Bitzan formt dies wissenschaftlich folgendermaßen aus:

„Die Diskrepanz zwischen Leitbild und Realität und die widersprüchlichen Anforderungen kann frau zunehmend weniger als öffentliches Problem erkennen und thematisieren, deren Bewältigung gilt als ihre persönliche Aufgabe, die ihr gelingt oder mit der sie scheitert“<sup>159</sup>.

Für die Generation junger feministischer Sozialpädagoginnen bedeutet dies, im Umgang mit sich selbst sowie im Kontext feministischer Sozialarbeit auf andere Ressourcen und Bewältigungsstrategien im Bezug auf das Thema Betroffenheit zu treffen. In der Arbeit mit sich selbst sowie in praktischen Zusammenhängen scheint es mehr Aufwand geworden zu sein, in das öffentliche oder politische Gespräch um und in den Kontakt mit der eigenen Betroffenheit zu kommen. Nadine schildert dieses Gefühl mit den Worten:

„Zu sagen, es gibt Strukturen, die Frauen unterdrücken und fertig machen und klein machen. Ich hab aber das Gefühl, es wird immer unschicker darüber zu reden, weil unter diesem Fokus alles ist möglich und alles ist erlaubt und alles ist eine Konstruktion auch Machtverhältnisse verschleiert werden.“<sup>160</sup>

Auch wenn der gesellschaftliche Zugang durch politische und gesellschaftliche Mechanismen der Verdeckung sowie die Konstruktion<sup>161</sup> der Frauen selbst immer schwieriger wird, versteht sich der Umgang mit dem Thema Betroffenheit als ein weiteres Indiz der politischen Orientierung junger feministischer Sozialpädagoginnen in der Tradition feministischer Gesellschaftsanalyse. Im Gegensatz zu den Tendenzen der zweiten Frauenbewegung ist diese politische Verortung nicht unbedingt gekoppelt an bestimmte Projekte oder Personen(-gruppen). Ein solches Verständnis scheint weniger über kollektive Gefüge abgerufen als mehr im Kontext individueller Entscheidungen verinnerlicht zu werden, „(...) dass wir uns dazu gebracht haben.“<sup>162</sup>

---

<sup>159</sup> Bitzan 2000 In: Neue Praxis. 30. Jahrgang. Heft 4, S. 340

<sup>160</sup> G. 154-157

<sup>161</sup> „Diese Suggestion kommt den Subjekten selbst entgegen, wollen sie sich doch lieber als Akteur ihrer Vergesellschaftung begreifen denn als Teil einer gesellschaftlich benachteiligten Gruppe.“ Bitzan 2000 In: Neue Praxis. 30. Jahrgang. Heft 4, S. 340

<sup>162</sup> G. 1156

Die im ersten Teil aufgezeigten Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse haben und hatten demnach zur Folge, dass sich feministische Anknüpfungspunkte verschoben, verwischt oder aufgelöst haben, „(...) dass wir eigentlich die Generation sein müssten, die auch mit Mädchenarbeit konfrontiert sein müssten und dann denke ich auch, wir sind damit nicht konfrontiert worden, ich bin trotzdem in einem Selbstverständnis, aber in einem anderen Selbstverständnis aufgewachsen (...)“<sup>163</sup>. Gleichzeitig wird in den Diskussionsbeständen sichtbar, dass der Blick auf eine unpolitische Generation das *Gefühl der Vereinzelung oder Besonderung* verstärkt: „Dieses, man muss sich dafür rechtfertigen, dass man feministisch arbeitet, dass man diese feministische Gesinnung hat und in einem negativen Sinne rechtfertigen, ne?“<sup>164</sup> Diese Analysekatgorie und Bild jener Generation geht einher mit der Auflösung kollektiver Bezüge im Rahmen politischer Bewegungen.

„Es gibt keinen Raum mehr, wo vielleicht fünf Neue kommen und wo ich dann sagen kann: Super, was denkst du denn dazu?“<sup>165</sup>

Frauen Netzwerke haben sich professionalisiert und sind weniger für junge Frauen zugänglich. Gleichzeitig stellen diese jungen Frauen, trotz der Institutionalisierung frauenbewegter Strömungen fest: „(...) als Feministin bin ich immer noch komisch.“<sup>166</sup> Die Hoffnung junger Frauen, als Generation die von Mädchenarbeit profitieren sollte auf gesellschaftliche Offenheit und Anerkennung gegenüber feministischer Arbeit zu stoßen, bleibt unerfüllt. Anna macht diese Abwehr und Abwertung gegenüber feministischen Beschreibungen sehr deutlich: „(...) wenn die das Wort Feminismus hören in meinem Mund, werten mich viele Menschen automatisch ab oder haben, also bilden einfach Wände, sozusagen oder blockieren ab.“<sup>167</sup> Die Dimension der Anerkennung scheint ebenfalls eine zentrale Kategorie der intergenerativen Begegnung zu sein und wird im Folgenden genauer betrachtet.

Aufgewachsen in der Selbstverständlichkeit frauenpolitischer Errungenschaften und politischer Vereinzelungsstrategien haben es junge Frauen auch nur bedingt gelernt kollektive Bezüge zu finden oder zu nutzen und verorteten sich eher als Einzelkämpferinnen. Im Zuge der gesellschaftlichen Propaganda, der Ideologie der Selbstgestaltung, sind junge Frauen

---

<sup>163</sup> G. 330-333

<sup>164</sup> G. 570-571

<sup>165</sup> G. 1482-1483

<sup>166</sup> G. 138

<sup>167</sup> G. 592-593



im Glauben aufgewachsen, für das Erreichen gesellschaftlicher Leistung selber und allein verantwortlich zu sein. Nadine schlussfolgert: „(...) wenn es wenig Netzwerke gibt, wie ist das dann, dann muss jede das privat und individuell irgendwie lösen. Und da weiß ich auch nicht.“<sup>168</sup> Die Verschiebung kollektiven Bewusstseins auf individuelle Entscheidung und Bewältigung erlaubt den Blick auf „(...) eine andere Form von Politik [die] mittlerweile angesagt ist.“<sup>169</sup> Trotz eines analysierten politischen Verständnisses feministischer Arbeit verstehen sich die jungen feministischen Diskussionsteilnehmerinnen jedoch weniger als der Motor dieser gesellschaftspolitischen Perspektive. Das Zerschlagen frauenpolitischer Bündnisse sowie die Ermüdung kollektiver Bezüge durch Institutionalisierungsfolgen marginalisieren das Gefühl politischer Stärke. Das Charakteristikum der zweiten Frauenbewegung, „Frauen, gemeinsam sind wir stark“, was in Form kollektiver Bewusstwerdung und organisierter Bewegung zur gesellschaftlichen und politischen Verankerung frauenspezifischer Interessen und geschlechtergerechten Bestrebungen führte, scheint sich nicht in die gegenwärtige Lebenslage junger Frauen transportiert zu haben. Deutlich wird dies für mich in der Aussage von Nadine:

„Und irgendwann, wenn die Gesellschaft wieder politischer wird, dann wird es auch eine neue Frauenbewegung geben oder ein Erstarren der Frauenbewegung.“<sup>170</sup>

Keine der anderen Teilnehmerinnen bestreitet oder diskutiert die Ausführungen und dies lässt die Interpretation zu, dass sich junge feministische Sozialpädagoginnen, weniger als die frauenbewegten Generationen vor ihnen, als aktiver, mächtiger und handlungsfähiger Bestandteil einer Gesellschaft definieren. Im Unterschied zu früheren frauenbewegten Generationen scheinen die jungen Feministinnen der Moderne weniger an die Stärke, Macht und Kraft ihres politischen Aktionismus zu glauben, die ein Erstarren der Frauenbewegung bedingen könnte. Die Frauen der ersten und zweiten Frauenbewegung warteten nicht auf neue, politische oder andere Zeiten, sondern forderten sie heraus. Wird dieses Erkenntnis in den Rahmen von Individualisierung und Entpolitisierung gesetzt, so scheint diese Kraftlosigkeit oder Bewegungslosigkeit ein Produkt der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation und politischer Strategien zu sein. Junge Menschen wachsen in einer globalisierten, emanzipierten

---

<sup>168</sup> G. 596-597

<sup>169</sup> G. 474

<sup>170</sup> G. 785-787



Welt auf, in der sie sich internationalen, nationalen und lebensweltlichen Krisen zu stellen haben.

„Es gibt so viel zu tun, uns drohen Studiengebühren, Sozialabbau und Arbeitslosigkeit, es muss dringend was gegen Rassismus, Umweltverschmutzung und die Arbeitslosigkeit getan werden – Was ist das Dringendste?“<sup>171</sup>

In dem von Maria Bitzan beschriebenen Prozess der Individualisierung, dem verantwortlich gemacht werden für die Einlösung gesellschaftlicher Versprechungen und Verwirklichung, scheinen junge, feministisch interessierte Frauen den Glauben an ihre Beweglichkeit oder politische Gestaltungs- und Protestfähigkeit verloren oder nie ergründet zu haben. Vielmehr wachsen junge Feministinnen in der Dualität gesellschaftlicher Verdeckung frauendiskriminierender Strukturen und dem Bedürfnis nach politischer Gestaltung und Aufklärung auf.

Jungen Feministinnen wollen die Welt verändern, aber wissen noch nicht genau wie und wo. Die sich daran anschließende *Suche nach Inhalten* schreibe ich als vorerst letzte Analysekategorie eines generationenspezifischen Bildes fest. Gleichzeitig zementieren sich hier Motivation und Zugang eines feministischen Berufsverstehens. Die Reduktion eines kollektiven Diskussionsraumes durch bereits eingeführte Entwicklungen sowie gesellschaftliche Vereinzelungstendenzen werfen junge Frauen auf sich selbst zurück. Darin begründen sich der im Folgenden gezeichnete Weg und das Bedürfnis aller Diskussionsteilnehmerinnen, Inhalte und Worte sowie Selbstverständlichkeiten im Rahmen der Diskussion definieren und strukturieren zu wollen. Denn dem stetigen Verweis auf Vielfältigkeit und dem Hinweis auf Flexibilität steht die Suche nach Orientierung und Definition feministischer Begrifflichkeiten und Selbstverständlichkeiten gegenüber. Als Spiegelbild politischer Prozesse machen die auffälligen Suchprozesse der drei Diskussionsteilnehmerinnen nach Definitionen feministischer Inhalte die Schwierigkeiten, Widersprüche und Konflikte pluralisierter Gesellschaftsformen deutlich. Wenn Sarah im Bezug auf feministische Begriffe darauf hinweist: „Das sind für mich alles prozesshafte Entwicklungen, die sich mit der Zeit und den Menschen, die sie ausführen, die sie füllen, verändern. Und keine Worte, die, ja, die eine feste Struktur haben. Es gibt vielleicht einen Rahmen, aber das lebendige darin, finde ich, liegt in der Verwandlung, in der Veränderung“<sup>172</sup>, steht

---

<sup>171</sup> Ebenfeld 2005 In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., S. 198

<sup>172</sup> G. 1428-1432

das dem auffälligen Bedürfnis der Gesamtdiskussion nach Definition und Klärung feministischer Selbstverständnisse widersprüchlich gegenüber. Dieser Widersprüchlichkeit unterstelle ich, ein Abbild der aufgezeigten gesellschaftlichen Verdeckungs- und Individualisierungsprozesse zu sein. Auf der einen Seite werden Sinn und Notwendigkeit von Vielfältigkeit und Verwandlung propagiert und auf der anderen Seite wird die Suche nach Inhalten und Umgang dieser Verwandlung zur individuellen Aufgabe gemacht. Dabei lehren uns die gesellschaftliche Ausdifferenzierung und die pluralisierten Lebensformen, dass es den einen gültigen Inhalt gar nicht geben kann. Aber genau in diesem Spannungsfeld, in der Suche nach Orientierung inmitten feministischer Vielfältigkeit, scheint die Chance zur Verortung junger feministischer Sozialpädagoginnen, für intergenerative Dialoge sowie die Gestaltung eines tragfähigen Konstrukts feministischer Sozialarbeit zu liegen.

*„Also zu sagen, obwohl ich in einer jungen Generation bin und der angehöre, denke ich trotzdem feministisch und bin nicht unfeministisch.“<sup>173</sup>*

### **3.2 Wer wir sind II: Selbstbilder**

In diesem Teil der vorliegenden Auswertung soll die eingeführte Suche nach Inhalten im Bezug auf individuelle identitätsstiftende Momente, Themen, Widersprüche und Fragen zur Entwicklung eines feministischen Berufsverständnisses nachgezeichnet und erweitert werden. Mit Hilfe der formulierten Fragen *„Wie bist du zum Feminismus gekommen/darauf aufmerksam geworden?“* und *„Weshalb/Mit welcher Idee bist du zum Feminismus gekommen und feministisch aktiv/denkend geworden?“* gilt es, Motivationen und Zugänge zu filtern, die eine Profilschärfung junger Frauen und somit das Formen von Selbstbildern ermöglichen sollen.

Wie bereits inhaltlich dargestellt, ist der Begriff „Vielfältigkeit“ ein Charakteristikum der Diskussionsteilnehmerinnen. Um diesen Anspruch zu wahren, werde ich zuerst einen differenzierenden Blick auf die einzelnen jungen Frauen werfen, um dann in einen allgemeinen Diskurs zu kommen. Dies geschieht aus Schutz vor Verallgemeinerungen und aus Achtung vor individuellen Perspektiven und Suchbewegungen.

---

<sup>173</sup> G. 142-153

Allgemeine Ableitungen werden im Unterkapitel „Identitätssuche“ kategorisiert, analysiert und ausgeweitet.

*„Ich habe es selber für mich entdeckt.“<sup>174</sup>*

## **Anna**

Annas historische, biografische und reflexive Rückschau auf ihre politische Aktivität beginnt mit dem Blick auf ihr Studium, welches sie in ihrem osteuropäischen Heimatland begann und mit dem Umzug nach Deutschland fortsetzte. Mit dem Gefühl, „(...) die Freundinnen vom Studium haben mich angezündet oder wir uns gegenseitig“<sup>175</sup>, begann Anna ab 2002 den „Überfluss von feministischen Frauenbüchern“<sup>176</sup> in deutschen Buchläden zu nutzen, um sich in die Inhalte feministischer Gedanken und Reflexionen einzulesen:

*„Ich habe die Inhalte gelesen, die das Privatleben von Frauen, einfach Beziehungsmuster und Frauen- oder Geschlechtersozialisation betroffen haben und das alles hat auch in mein Leben gepasst und dann habe ich auch Zusammenhänge erkannt, die mein Leben erschwert haben bisher, besonders in Beziehungen mit Männern. (...) Die Bücher, die ich damals gefunden habe, haben mir das erklärt und ich habe mich dann eingelesen. Dann habe ich erkannt, dass ich mich selber verändern kann und mit der Zeit, als ich das ganze mit meiner Sozialisation und was ich gemacht habe, mit meinem Körper gemacht oder die Gesellschaft mit mir gemacht hat, da habe ich mir gedacht, dass ich auch so arbeiten will. Dass ich das weiter geben will. (...) Ich bin dazu gekommen, weil ich meine eigene Geschichte einfach immer wieder neu reflektiert habe und daraus kam das einfach, dass ich mir selbst erst mein Leben ändern wollte und mit der Zeit wollte ich das auch weiter geben.“<sup>177</sup>*

Den Zugang zum feministischen Verstehen sicherte sich Anna somit selbst, indem sie sich und ihre Biografie zum Anlass feministischer Reflexion machte. Die Motivation, das eigene Leben verändern und Erkenntnisse weitergeben zu wollen, mündete in der Entwicklung eigener Projektideen, die sich bei Anna vorrangig auf die Themen „Körperwahrnehmung, Sexualität, Selbstbestimmung in der Sexualität oder auch Schönheitsideale und was Gesellschaft mit Frauenkörper macht und wie sie ihn prägt“<sup>178</sup> beziehen. Als weitere Motivation und feministische Zielorientierung beschreibt sie die Bereitschaft, „(...) eine Gesellschaft zu gestalten, mitzuge-

---

<sup>174</sup> G. 284-285

<sup>175</sup> G. 178-179

<sup>176</sup> G. 245

<sup>177</sup> G. 246-268

<sup>178</sup> G. 264-265

stalten, die diese Geschlechterverhältnisse und Sozialisationsmuster einfach aufdeckt, thematisiert und auch einfach in das Alltägliche und auch Bildungssysteme einbringt und dass es einfach Alltag wird.“<sup>179</sup> Dabei resümiert sie, dass dieser Zugang stetig Legitimation erfährt, „[w]eil sich die Gesellschaft auch noch pornografisiert hat und ich bin der Meinung, dass die Selbstbestimmung der Frauen eigentlich nachgelassen hat. Obwohl man glaubt, dass das Gegenteil passiert ist.“<sup>180</sup> Anna begreift ihre Themenschwerpunkte und damit ihre Motivation und ihren Zugang als aktueller denn je. Für Anna lässt sich die Weitergabe von Wissen und Erkenntnis als zentrale Motivation dadurch ableiten, „(...)dass man den Jugendlichen und Erwachsenen einen gesellschaftskritischen Blick durch die feministische Sozialarbeit verleiht. Also die Reflexion, die man da weitergibt, ist für mich da wichtig.“<sup>181</sup> Sich in der Bildungsarbeit verortend, erfolgte die Vernetzung mit anderen Frauen- und Mädchenprojekten im Jahre 2002 und dauert bis heute an. Die Integration in bestehende Netzwerke sowie die Initiierung ihrer Projekte in Mädchenspezifischen Arbeitszusammenhängen gestaltet sich für Anna momentan schwierig. Im Laufe dieser Diskussion wurden ihre Enttäuschung und das Gefühl ihre „Power“ verloren zu haben sehr deutlich. Die Gruppe reagierte in Form kollegialer Beratungsprozesse und ließ dieser Emotion und Frustration Raum.

Anna repräsentiert in ihrer Suchen nach Inhalten das Bestreben, Antworten auf existenzielle Fragen nach Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit feministischer Arbeit zu finden.

„Mit der Zeit und mit den Absagen, habe ich auch den Mut langsam verloren. Den Glauben, dass es überhaupt Sinn macht.“<sup>182</sup>

„Da bin ich bei den Frauen gelandet.“<sup>183</sup>

## **Sarah**

Rückblickend beschreibt Sarah ihren Zugang zur feministischen Arbeit, also die Antworten auf die Frage, wie sie zum Feminismus kam, mit der Reflexion verschiedener biografischer Stationen.

---

<sup>179</sup> G. 1290-1293

<sup>180</sup> G. 271-274

<sup>181</sup> G. 1295-1298

<sup>182</sup> G. 897-898

<sup>183</sup> G. 309

„Ich denke, ich bin schon in sehr patriarchalen Strukturen aufgewachsen, also zu Hause in der Familie, aber auch in der Kirche.“<sup>184</sup>

Neben diesem Rückblick auf Sozialisationsfaktoren betrachtet sie zur Beantwortung jener Frage vor allem ihre Verortung im Rahmen der Hochschulausbildung. Ohne feministisches Interesse oder Hintergrund führt sie eine Praxiserkundung in ein Frauenhaus und „(...) ich glaube, diese Zeit im Frauenhaus war ausschlaggebend.“<sup>185</sup> Auch wenn Sarah diese Zeit nicht als positiv beschreibt, so stellt sie doch den Zugang ihres feministischen Denkens dar. Private Erfahrungen sowie Austausch im Rahmen hochschulbezogener Reflexion haben „(...) mich irgendwie, glaube ich, bewusster werden lassen. Also ja, das einfach mehr zu überdenken.“<sup>186</sup> Auch wenn Sarah ihre Praktika im Rahmen des Studiums nicht in frauen- oder mädchenspezifischen Zusammenhängen verbrachte, formte sich ihre feministische Perspektive weiter, bis dahin, „(...) dass ich meine Diplomarbeit unter einer feministischen Perspektive schreibe, obwohl meine Praxisphasen nicht mehr unter einem feministischen Stern standen.“<sup>187</sup> Dennoch bleibt Feminismus für Sarah ein relativ leerer Begriff: „Für mich ist dann dieser Feminismus ist so was veraltetes, es hat für mich noch keinen neuen Lebensinhalt gefunden.“<sup>188</sup> Das Ableiten motivationsbezogener Merkmale aus ihren Aussagen ist bei Sarah nur bedingt möglich. Sie beschreibt das Eröffnen von Mädchenräumen im weiteren Sinne, das Berufen auf Betroffenheit und den daraus erwachsenen Anspruch auf Parteilichkeit als feministischen Anspruch und Motivationsgrundlage.

„Also, ja Parteilichkeit, Betroffenheit, das sind schon diese alten Dinge, einfach mit einem neuen Leben gefüllt. Ansonsten, fällt mir so spontan nichts ein.“<sup>189</sup>

Sarahs Suche nach Inhalten versteht sich daher in Richtung Klärung von Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten. Deutlich wird diese ebenfalls in ihren eher fragend formulierten Redebeiträgen, die Unsicherheiten und Klärungsbedarf spiegeln. Sie repräsentiert auf Grund ihrer geringeren Erfahrung in Mädchen- und Frauenzusammenhängen und gleichzeitigem Interesse und Engagement, die Suche nach Grundsätzlichkeiten.

---

<sup>184</sup> G. 297-298

<sup>185</sup> G. 310-311

<sup>186</sup> G. 321-322

<sup>187</sup> G. 326-327

<sup>188</sup> G. 336-337

<sup>189</sup> G. 355-357



*„Ich hatte dann aber irgendwie so eine Vision, ich muss im Frauenhaus arbeiten.“<sup>190</sup>*

## **Nadine**

Fragen nach Motivation und Zugang skizziert Nadine mittels einer biografischen Rückschau auf ihre Mädchenzeit und findet außer einer Freundin keine Bezüge zum Feminismus:

*„Und ich weiß schon, dass ich eine Freundin hatte, die das schon, zumindest dann später als ich schon 16, 17 war, die schon immer irgendwie von „Frauenpower“ und „Frauenirgendwas“ gesprochen hat, mit der bin ich heute auch noch befreundet. Aber das war so mein einziger Berührungspunkt.“<sup>191</sup>*

Der nächste biografische Hinweis findet sich bei Nadine in ihrem Studium, in dem sie sich, bestärkt von einer Art Eingebung, die unabhängig von feministischen Bezugspunkten stand, entschließt, die Arbeit in einem Frauenhaus zu beginnen:

*„Ich hatte dann aber irgendwie so eine Vision, ich muss im Frauenhaus arbeiten. Ich muss da arbeiten! Ich wusste gar nicht genau was das ist, aber das war wie eine Eingebung. Ich hab mich da vorgestellt und Praktikum gemacht und hatte dann schon das Gefühl, ich hab so eine Heimat da gefunden und es hat mich sehr beschäftigt und nicht mehr losgelassen und da bin ich dann auch zum Feminismus gekommen.“<sup>192</sup>*

Ausgehend von diesem individuell gelegten Zugang zum Gewaltthema eröffneten sich Nadine im universitären Rahmen weitere Reflexionsorte. Nadine ist Magistra der Pädagogik, versteht sich aber explizit als Sozialpädagogin und ist seit 10 Jahren in der feministischen Mädchen- und Beratungsarbeit, in der offenen Jugendarbeit und in fachpolitischen Gremien aktiv. Im Gegensatz zu Sarah scheint für Nadine der Begriff Feminismus und die sich daraus ableitenden Motive und Bezüge greifbarer:

*„Wobei ich für mich sagen muss, ich habe das für mich definiert. Diesen Begriff kann ich gut verwenden und ich weiß gar nicht, ob man den so wahnsinnig neu definieren muss.“<sup>193</sup>*

Wie bereits eingeführt, gestalten sich die Herstellung einer geschlechtergerechten Gesellschaft durch die Vermittlung von Selbstbestimmung und das Eintreten für Belange von Mädchen und junge Frauen als Ziele und Motivationen ihres feministischen Engagements. Inhaltlich gefestigt

---

<sup>190</sup> G. 380-381

<sup>191</sup> G. 365-368

<sup>192</sup> G. 379-384

<sup>193</sup> G. 610-612



und im Gespräch klar auftretend, bauen sich ihre Forderungen auf einem politisch fundierten Realitätskonzept auf:

„So die oberste Gewissheit ist einfach für mich, dass wir in einer patriarchalen Gesellschaft leben. Was ganz, ganz viele unterschiedliche Auswirkungen und Facetten usw. mit sich bringt und dass die Gesellschaft aber auch noch andere Ausgrenzungsmechanismen hat, die auch Frauen untereinander spalten, wie dass es Rassismus, dass es Antisemitismus gibt, Schichten oder Milieus oder wie immer man das nennen will, dass es Behindertenfeindlichkeit gibt. Dass es diese ganzen Ausgrenzungs- und Unterdrückungsverhältnisse gibt und mein Ziel ist es letztendlich, eine geschlechtergerechte Gesellschaft herzustellen.“<sup>194</sup>

Gleichzeitig begreift Nadine die Auseinandersetzung mit dem Konzept des Gender Mainstreamings und die Reflexion koedukativer Ansätze als Teil feministischer Sozialarbeit, „[d]amit Koedukation nicht auf die Kosten der Mädchen geht.“<sup>195</sup>. Zusammenfassend lässt sich aus diesem kurzen Überblick ableiten, dass Nadine in ihrer Identität als junge feministische Sozialpädagogin gefestigt scheint, aber dennoch ein Teil der Suchbewegung ist. Dies verdeutlichen ebenfalls ihre Redebeiträge, die sich vorrangig als Aussagen und Feststellungen beschreiben lassen. Ihre Fragestellungen zielen weniger auf die Klärung von Grundsätzlichkeiten, als mehr auf die Eröffnung neuer und weiter gedachter Diskussionsräume ab. Ausgehend von einer breiten Praxiserfahrung gilt es neue Antworten auf erprobte feministische Inhalte und Annahmen zu finden. Nadine vertritt in der Diskussionskonstellation damit die Suche nach gangbaren Praxisbezügen, ausgehend von einem gefestigten Eigenkonzept feministischer Sozialarbeit:

„Also, was passiert hinter verschlossenen Türen nach wie vor und ich glaube einfach, die Gewalt gegen Frauen und Mädchen, die direkte Gewalt, die sexuelle Gewalt, haben nicht abgenommen. Und ich glaube, so lange das nicht abgenommen hat, lohnt es sich Feministin zu sein. Und die zweite Frage, die sich anschließt: Welche – stimmen alle feministischen Grundprämissen – stimmen die so? Das ist so eine andere Frage, weil, ich glaube, das Geschlechterverhältnis hat sich verändert und damit müsste auch die direkte Gewalt abgenommen haben und das stimmt nicht. Und das ist auch was, worüber ich gerne noch mal nachdenken würde, zu sagen, was brauchst da noch an anderen Erklärungsmustern ohne abstreiten zu wollen, das es eine patriarchale Gesellschaft gibt.“<sup>196</sup>

---

<sup>194</sup> G. 1059-1066

<sup>195</sup> G. 1076

<sup>196</sup> G. 408-417

## Identitätssuche

Als einen wesentlichen Bestandteil dieser Suchbewegungen verstehe ich die Suche nach Identität, welche ich als weitere zentrale Kategorie festschreibe. Neben der individuellen und biografischen Betrachtung gilt es, die Identitätssuche im Gesamtkontext zu beleuchten und entsprechende Analysekatgorien zu finden.

Diese Suche scheint sich mit Blick auf die Diskussionsinhalte insgesamt über die *Reflexion der Wurzeln* feministischen Wirkens sowie der Tradition feministischer Arbeit zu manifestieren „[u]nd um noch mal zu überprüfen, was sind so Grundhaltungen und wann machen die Sinn und welche müssen verändert werden“<sup>198</sup> und dient damit als erste Analysekategorie. Auf der Grundlage dieser Erkundung der Wurzeln feministischer Arbeit scheint es den jungen Frauen der Diskussionsrunde leichter zu fallen, ihre eigene Situation verstehen und kommunizieren zu lernen. In einem gegenseitigen, kollegialen Verstehensprozess nähern sich die drei den Grundprämissen feministischer Arbeit („[m]it feministischen Grundprämissen, was verstehst du darunter?“<sup>199</sup>) und versuchen diese in ihren Kontext zu übersetzen. Auch Sarah betont im Hinblick auf feministische Ziele und Grundverständnisse, unter denen die Diskussions Teilnehmerinnen vorrangig Parteilichkeit und Betroffenheit verstehen:

„Ich denke, es könnte auch darum gehen, ganz einfach Ziele zu verändern oder Ziele, ja irgendwie zu modifizieren. Und einer Zeit auch anzupassen.“<sup>200</sup>

Auf der Grundlage der inhaltlichen Diskussionen um jene Prämissen, wie beispielsweise die Diskussion um die Frage „(...) wie weit geht Parteilichkeit?“<sup>201</sup>, werden der Bedarf und das Bedürfnis dieser feministisch interessierten jungen Frauen deutlich, sich inhaltlich auszutauschen und die Grundlagen feministischer Arbeit zu ergründen. Gleichzeitig manifestiert sich im Streben nach gemeinsamen Vorstellungen und Werten auch die Suche nach dem profilbestimmenden und abgrenzenden Wir. Dieser Prozess versteht sich als Motivation und Zugang zugleich, denn die kritische Reflexion zum Zwecke der eigenen Verortung scheint wesentliches Antriebsmoment dieser Frauen zu sein und sichert ihnen

---

<sup>197</sup> G. 513

<sup>198</sup> G. 1097-1099

<sup>199</sup> G. 419

<sup>200</sup> G. 617-618

<sup>201</sup> G. 1117-1118

den Zugang über ihr Verstehen. Die Diskussionsteilnehmerinnen repräsentieren demnach nicht nur die Suche nach Inhalten, sondern auch das Bedürfnis nach Klärung und Definition aus einer selbstbestimmten Perspektive heraus. Es scheint nicht mehr der Feminismus als politisch breite Bewegung zu sein, der Zugangs- und Ausgangspunkt zugleich darstellt, sondern die individuelle und vielfältige Suche, Eingebung oder Beschäftigung mit der Thematik, wie es sich in den Selbstbildern zeigte. Es lässt sich demnach festhalten, dass sich junge Frauen selbst in Bewegung bringen müssen, um gesellschaftlich wie institutionell am Feminismus oder einer solchen Projektlandschaft zu partizipieren. Die Zugänge über gegenseitige Selbsthilfe oder den Anspruch kollektiver Befreiung haben sich spürbar in Richtung individueller Bearbeitung und Bewältigung verschoben. Barbara Holland-Cunz beschreibt diesen Wandel folgendermaßen:

„Frau kann heute Feministin werden, ohne je in einer Frauengruppe, auf einer Demonstration gewesen zu sein. Frauen beziehen Position, weil sie sich über etwas ärgern.“<sup>202</sup>

In professionalisierten Kontexten gibt es auf Grund der erläuterten Institutionalisierung kaum mehr Kapazitäten und Notwendigkeiten für solche identitätsstiftenden Suchprozesse. Die Ansprüche moderner Gesellschaftsformen lassen ebenfalls wenig Platz und Raum für Selbstfindung oder Prozesse der Identitätsbildung, in denen Fragen oder Widersprüche ausgetragen werden könnten. Vielmehr gilt es in modernen Zeiten und intergenerativen Kontakten widerspruchsfrei zu funktionieren. Junge Feministinnen stehen in der Praxis oft vor feststehenden Inhalten sowie Strukturmerkmalen feministischer Tradition, deren Übersetzung in moderne Zeiten oft schwer fällt. Die Geschichte feministischer Strukturentwicklung in ihrer praktischen Ausführung, so wie sie in dieser Arbeit an den Inhalten Betroffenheit, Parteilichkeit und Ganzheitlichkeit erarbeitet wurde, scheint für die jungen Frauen der Diskussionsrunde schwierig nachvollziehbar zu sein bzw. bedingen eine neue Diskussion oder Aufklärung. Junge Frauen argumentieren aus einem anderen Selbstverständnis und unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen heraus und können manche Entwicklungsprozesse auf Grund ihres Alters- und Erfahrungsspielraumes nur bedingt nachvollziehen. Nadine verdeutlicht dieses Gefühl an der Diskussion um Autonomie:

---

<sup>202</sup> Interview mit Barbara Holland-Cunz In: DIE ZEIT, 24.08.2006, S. 53

„Also, da wo autonom drauf steht, ist nicht mehr autonom drin. Und ich finde, dann ist es ein Eingeständnis an Zeit zu sagen: O.k., wir sind nicht mehr autonom. Wir sind trotzdem noch gut, wir machen gute Arbeit, sind hoch professionell. Es ist ein anderes berufliches Selbstverständnis dahinter. Aber, ich finde es schwierig, also, schwieriger Begriffe die definiert waren zu nehmen und es hat sich was verändert und sie immer noch zu gebrauchen und sie nicht zu streichen. Sondern, dann finde ich, wäre es ehrlich, an bestimmten Stellen diese Worte nicht mehr zu verwenden. Damit wir alle noch wissen, also ich denke gerade die Gründerinnengeneration, weiß was autonom mal geheißen hat und verwenden das immer noch, obwohl sie genau wissen, dass das nicht mehr stimmt. Also, da hätte ich auch gerne eine Verständigung darüber zum Beispiel mit der älteren Generation.“<sup>203</sup>

Wenn für junge Feministinnen solche Prämissen nicht mehr deutlich sind, verschiebt sich gleichzeitig der identitätstiftende und identifizierbare Charakter. Denn wie im theoretischen Teil dargestellt, waren feministische Prämissen und Grundlagen der Institutionalisierung gleichzeitig auch Maßstäbe individueller Verwirklichung. Durch den Verlust des Stellenwertes bestimmter feministischer Arbeits- und Lebensformen, wie die der Autonomie, bleibt weniger Raum zur Entwicklung individueller sowie kollektiver Identitätsmuster. In diesem Zusammenhang plädiert Marie Sichter mann dafür, die traditionsträchtige Methode der „totalen Identifikation“ in eine Richtung zu entwickeln, die der Vielfältigkeit junger Frauen und den verschiedenen Wahrheiten darin gerechter wird.<sup>204</sup> Das daraus erwachsene Bestreben nach eigenmotivierten Definitionen und Erklärungsmustern verstehe ich als ein Abbild jener Identitätssuche und kategorisiere dies im Gedanken der *Eigenwilligkeit*. Diese Analysekategorie begründet sich für junge Frauen in der fehlenden Anbindung an Netzwerke und Traditionen und im Sinne der Ideologie der Selbstgestaltung als Bewältigungsstrategie. Die daraus gewonnene Distanz und Eigenständigkeit ermöglichen anscheinend auch die Relativierung unreflektierter Solidarität unter Frauen sowie die Entidealisierung frauenspezifischer Arbeitszusammenhänge durch die Auflösung emotional verwurzelter Schwesternschaft: „(...) Frauen sind nicht qua Geschlecht die besseren Menschen. Und die Frage ist auch, wie gehen Frauen damit um, wenn sie Macht haben?“<sup>205</sup> Diese Distanzierung von idealisierten Vorstellungen des Frauseins lässt sich ebenfalls als Differenz zu anderen frauenbewegten Zeiten festschreiben. Die weniger emotional besetzte Haltung gegenüber Frauensolidaritäten erlaubt einen abgeklärteren Um-

---

<sup>203</sup> G. 1461-1470

<sup>204</sup> Vgl. Sichter mann In: Rieger 1993, S. 86ff.

<sup>205</sup> G. 1089-1091

gang mit konfliktreichen, widersprüchlichen Realitäten unter Frauen. Damit bestätigt sich erneut, dass das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen weit entfernt zu sein scheint von Vorstellungen „geistiger Mütterlichkeit“ der ersten deutschen Frauenbewegung, „[i]n Hinblick auch, dass Frauen das tun können und die können auch böse Dinge tun.“<sup>206</sup> Ebenso distanziert sich ein solches Berufsverständnis von idealisierten „sisterhood is powerful“-Ideen der zweiten Frauenbewegung. Im Sinne der Eigenwilligkeit verorten sich diese jungen Feministinnen zwischen politischem Widerstand und berufsbezogenen Verpflichtungen, deren paralleler Ausgangspunkt allerdings das eigene Betroffen- und Berührtsein bleibt. Ausgehend von diesem Wandel beschreibt Sarah ihre Erfahrung im Umgang mit der öffentlichen Infragestellung feministischer Festschreibungen im Rahmen ihres Praktikums in einem Frauenhaus:

„Ich hab mich nur getraut, es von einer anderen Seite zu sehen und daran scheitert es ja schon mal. Ich finde, um hinter Parteilichkeit zu stehen, muss man sie auch einfach mal anders da angucken, um sich wieder entscheiden zu können. Und das fehlt da ganz oft. Die alten Schlagwörter werden unkritisch, unreflektiert übernommen und werden dadurch leer, also, weil sie niemand mehr füllt mit Reflexion.“<sup>207</sup>

Die *Gleichzeitigkeit* von Eigenwilligkeit, Unsicherheit und Traditionsverbundenheit lässt sich als ein weiteres wesentliches Analysecharakteristikum dieser Generation und ihrer Identitätssuche verstehen. Der Umgang mit diesen widersprüchlichen Anteilen einer jungen Generation scheinen nur wenig Offenheit und Verständnis im professionalisierten Rahmen und im Kontakt mit älteren Feministinnen zu erzeugen.

„Also, das war bestimmt einer der Gründe, warum ich aus dem Frauenhaus wieder raus bin. Weil ich da keine Chance bekam als junger Mensch. Weil ich mich getraute das hochheilige Parteilichkeitsprinzip von einer anderen Sicht zu sehen. Das kam nicht gut an.“<sup>208</sup>

Untersucht frau dieses nun erneut auf der Reflexionsfolie eines konfliktorientierten Zugangs nach Maria Bitzan, so zeigen sich auch hier Hinweise auf die modernisierte Gestaltung und Entöfentlichung von Widersprüchen und strukturellen Konfliktpotentialen. Es gilt die Erfahrung des „das kam nicht gut an“ und die damit verbundene Infragestellung feministischer Haltung und Tradition in den Kontext intergenerativer

---

<sup>206</sup> G. 1099-1100

<sup>207</sup> G. 858-863

<sup>208</sup> G. 846-850



Verunsicherung, Ausgrenzung und Abwertung zu setzen. Professionalisierung sowie Institutionalisierung und die Integration in eine politische Versorgungslandschaft und damit Kontrollapparatur, prägen die Antwortmöglichkeiten und Umgangsformen mit eigenwilligen und bestimmten Fragen wesentlich. Das Eingestehen der Veränderung feministischer Ansprüche ist eng verbunden mit der eigenen berufs- und lebensbiografischen Betrachtung und Verarbeitung. Diese Enttäuschung von biografische Utopien im Bezug auf die Projektgestaltung scheint bei älteren Kolleginnen nur bedingt besprechbar, denn „(...) sie zu benennen und anzuerkennen, erscheint wie ein Verrat am selbstgesetzten Ideal“<sup>209</sup> und diese „[h]inter individuellem Scheitern stehende gesellschaftliche Konflikte sind als solche nicht mehr erkennbar und somit auch nicht mehr politisierbar.“<sup>210</sup>

Die Frage nach dem *Umgang* mit diesen Konfliktlagen „(...) und gleichzeitig die Frage danach, wie kann das jede für sich gut aushalten oder wie kann jede damit umgehen?“<sup>211</sup> scheint ein weiteres Moment in der Suche nach der Identität, dem Selbstbild zu sein und gilt damit als Analysekategorie. Denn die Suche nach dem individuellen Umgang scheint eng mit der Suche nach dem Wir verbunden zu sein:

„Ja und ich glaube, es sind unterschiedliche Wege die eine gehen kann und ich finde es schließt sich auch nicht unbedingt aus. (...) und die Frage ist immer: Was ist das Gemeinsame? Was man noch gemeinsam zumindest voran tragen kann?“<sup>212</sup>

Die Suche nach kollektiven Verbindungslinien gestaltet sich in der Gruppendiskussion vor allem durch die Reflexion der Situation der Mädchen. Es bleibt im Laufe der gesamten Diskussion sehr auffällig, dass die drei Teilnehmerinnen nach der Einführung ihrer Personen weniger über ihre Situation und Lebenslage als mehr über die der Mädchen bzw. die *Mädchenarbeit* sprechen. Diese Analysekategorie macht auf die Professionalisierung feministischer Arbeitsbezüge aufmerksam und verdeutlicht ein neues Profil feministischer Orientierung. Denn die jungen Frauen untermauern, indem sie über ihr Arbeitsfeld debattieren und nicht ihre eigene Geschichte darin aufbereiten, dass sie den Anspruch der Selbstbetroffenheit älterer Generationen in einen professionellen Blick auf die Mädchenarbeit gewandelt und durch einen professionellen Ausbildungsgang ge-

---

<sup>209</sup> Jung In: Rieger 1993, S. 34

<sup>210</sup> Bitzan In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 340

<sup>211</sup> G. 448-449

<sup>212</sup> G. 820-821 + 830-831



rahmt haben. Wie bereits erörtert, scheint der Gedanke der Betroffenheit als politisches Konstrukt weiterhin Gültigkeit, aber sich als erlebte Größe im Sinne der Selbstbetroffenheit und als praktische Arbeitsmethode – im Sinne des Opferfeminismus – verabschiedet zu haben. Die theoretisch eingeführten Wandlungsprozesse feministischer Projektarbeit scheinen hier praktische Bestätigung zu finden. Die fokussierte Betrachtung der Situation der Mädchen im Rahmen der Diskussion erlaubt mir gleichzeitig die alternative Hypothese und Interpretation, dass die jungen Feministinnen ihre eigene Befindlichkeit stellvertretend über die Situation der Mädchen verhandeln. Denn was sie über die Mädchen sagen und ableiten, scheint in gleicher Weise auch für sie zu gelten. Nadine macht dies beispielhaft in der Reflexion der Situation der Mädchen deutlich:

„Und ich glaube, gleichzeitig sehen sie schon auch, welchen Preis Frauen dafür zahlen, wenn sie nicht der Norm entsprechen. Und das ist dann so die Ebene, wo ich immer denke, auch für mich denke, also, in Widerstand zu gehen ist super, das ist auch meine Grundhaltung, aber ich finde, dass das einen enormen Preis und Kraft und so fordert, das tun zu können.“<sup>213</sup>

Ebenso spiegeln sich für mich in dieser stellvertretenden Argumentation die Konfliktlinien feministischer Mädchenarbeit und ihre Beziehung zum Feminismus. Die Mädchenarbeit, die bereits theoretisch eingeführt wurde, galt und gilt bis heute als kleine Schwester des Feminismus. Die Beschreibung geht einher mit vielen Zuschreibungen und einer Form der Hierarchisierung. Im Kontext der vorliegenden Auswertung verstehe ich das Berufen auf die Mädchenarbeit als eine ähnliche Dynamik. Dabei scheint das Berufen auf diese kleine-Schwester-Perspektive vielleicht dem Schaffen von Sicherheiten zu dienen, da sich durch diese Hierarchisierung gängige Verhaltensformen einstellen und in geübten Rollen verharren können.

„Und ich glaube auch, dass die Mädchen wissen, dass sie sich auch nicht wohl fühlen oder dieses Unwohlsein schon bewusst sind. Ja, dass ihnen die Kraft fehlt oder die Kraft des Vorbildseins fehlt.“<sup>214</sup>

Diese Betrachtung erlaubt einen weiteren Blick auf die Beziehungsgestaltung zwischen jüngeren und älteren Feministinnen und macht auf das Bedürfnis nach *Rollenklärung* als Teil der Identitätssuche und als weitere Analysekategorie aufmerksam. Das Berufen auf einen kleine-Schwester-Status gibt Einblick in das Selbstverständnis junger Frauen, deren Intra-rollenkonfliktpotential und macht das Gefälle zwischen den Generatio-

---

<sup>213</sup> G. 541-545

<sup>214</sup> G. 556-559

nen deutlich. Es scheint den jungen Frauen leichter zu fallen sich über diese Perspektive, als über eine selbstbewusste Verortung einer neuen jungen Generation zu definieren. Ebenso erinnert diese Positionierung junger Frauen an ein anderes generationenspezifisches Thema, das allerdings nicht weiter ausgeführt werden kann: das Mutter-Tochter-Szenario. Versteht frau den kleine-Schwester-Status als Synonym für das Berufen auf eine untergeordnete Rolle, die gleichzeitig Schutz und Sicherheit verheißt, gilt es dieses Bedürfnis auch auf der Folie der Mutter-Tochter-Dynamiken zu interpretieren und in die Reflexion zu integrieren. Claudia Wallner analysiert im Rahmen ihrer Promotion zu diesem Thema:

„In den Analysen der Autorinnen wurde das Mutter-Tochter-Verhältnis maßgeblich durch die Unterdrückung von Frauen im Patriarchat bestimmt. Sie verhindert, dass Mütter und Tochter Solidarität aufbauen und sich gegenseitig unterstützen können und verstärkte Konflikte. (...) Der Konflikt zwischen Müttern und Töchtern wird als zentraler Aspekt angesehen, einen eigenständigen Identitätsaufbau zu verhindern. Damit wird die These vertreten, dass das Patriarchat die Frauen dazu bringe, ihre eigene Unterdrückung aktiv über die Generationen zu betreiben und weiterzuführen.“<sup>215</sup>

Es wird deutlich, dass die Suche nach der eigenen Identität und dem Wir sowohl die Reflexion der Beziehung zu Vorgängerinnen, Müttern oder Kolleginnen braucht als auch die Entwicklung eigenständiger und selbstbewusster Abgrenzungskriterien. So scheint Nadines Aussage: „Ich finde aber, dass Mädchen erwachsene Frauen brauchen, die ihnen den Raum geben, diese Widersprüche auch leben zu können oder was sagen zu können“<sup>216</sup>, ebenfalls zutreffend für die Lebenslage junger Feministinnen zu sein. Im Hinblick auf zuvor analysierte Widersprüche einer modernen Gesellschaft bis hin zu den Schwierigkeiten im Kontakt mit feministischer Tradition braucht es auch hier ältere Kolleginnen, die ihnen den Raum schenken Widersprüche auszuhalten, Konflikte zu benennen oder Unsicherheiten zu formulieren. Sarahs Reflexion der Belange der Mädchen lässt sich hier erneut auf ihre eigene Situation übertragen:

„Das ist ja auch interessant, also, warum verinnerlichen das die Mädchen so? Es fehlen ihnen ja alternative Vorbilder.“<sup>217</sup>

Um zu einer selbstbewussten Formulierung eines individuellen sowie kollektiven Profils zu gelangen, braucht es Raum, Vorbilder und eine Kultur der Wissenstradierung. Die Notwendigkeit von *Räumen* im weitesten

---

<sup>215</sup> Wallner 2006, S. 63

<sup>216</sup> G. 490-492

<sup>217</sup> G. 532-534

Sinne lässt sich als weiteres Indiz und Analysekategorie der Identitätssuche festhalten. Diese weibliche Bezugnahme, die im Kontext der zweiten deutschen Frauenbewegung ein hohes Gut schien, gilt es im Sinne der Nachwuchsförderung sowie des Erhalts feministischer Tradition neu zu füllen. So fasst es auch Nadine an anderer Stelle zusammen:

„Deswegen glaube ich, dass die junge Generation von Feministinnen Räume brauchen, um sich zu verständigen (...).“<sup>218</sup>

Neben dieser Bereitstellung von Räumen und damit erweiterten Zugängen, denen sich junge Frauen bemächtigen lernen müssen, braucht es ebenfalls die Kooperationsbereitschaft älterer Kolleginnen. Konzeptionelle Vorstellungen, Festschreibungen und deren unreflektierte Setzung, „[d]ie alten Schlagwörter werden unkritisch, unreflektiert übernommen und werden dadurch leer, also, weil sie niemand mehr füllt mit Reflexion“<sup>219</sup>, erschweren den Zugang für junge Frauen und marginalisieren deren Blick, Perspektive und Fragen. Diese Form der inhaltlichen Geschlossenheit und die Abgrenzung sowie das Festhalten an alten Setzungen haben ihren Ursprung auch in strukturellen Konfliktpotentialen: „Und das macht ja was mit mir jungen Feministinnen die da ankommt, ne, die sich gar nicht mehr rein trauen in dieses, in dieses Arbeitsfeld.“<sup>220</sup> Nadine reflektiert diesen Prozess im Kontext der Machtfrage, die sich als Konsequenz einer solchen Dynamik offenbart:

„Naja, und ich glaube, es geht letztendlich immer um die Frage, welche oder welche Gruppe oder welche zwei oder fünf haben die Macht? Also, und wer hat die Definitionsmacht zu definieren was das Ziel eines Projektes, einer Bewegung, eines Gremiums ist? Und ob diese Macht handelbar oder qua, als Setzung das ist? Und ich finde es gibt auch positive Macht, das will ich gar nicht abstreiten. Aber ich glaube, dass es ganz oft so ist, da gibt es halt die, die schon immer da gearbeitet haben und die sagen, es war schon immer so und es wird auch immer so bleiben.“<sup>221</sup>

Das Verhalten älterer Feministinnen im Kontext intergenerativer Begegnungen, so wie es Nadine erlebt, verweist auf den Anteil, den jene Kolleginnen bei der Reproduktion einer Mutter-Tochter-Inszenierung haben. Die Festsetzung tradiert oder auf dieser Grundlage neu entwickelter Werte und Inhalte sichert die Integrität älterer Kolleginnen und schafft ihnen eine Form der Anerkennung und Besonderung, die ihnen strukturell versagt bleibt. Damit werden jüngere Kolleginnen stetig auf den Status

---

<sup>218</sup> G. 1485-1486

<sup>219</sup> G. 862-863

<sup>220</sup> G. 873-874

<sup>221</sup> G. 865-871

der Tochter verwiesen, während ältere Kolleginnen sich in der Sicherheit ihres Erfahrungsvorsprunges wiegen können. Wie bereits eingeführt, muss dieser Konflikt auch auf der Ebene politischer Abwertung und Entwertung reflektiert und dort verortet bzw. gelöst werden. Gleichzeitig gilt es sich einzugestehen, dass sich das Generationenverhältnis und das Altersgefälle nicht verändern werden, vielmehr sollte ein respektvoller und aner kennender Umgang angestrebt werden. Für Michael Winkler scheint die Auflösung dieser Differenz nur durch Austausch und die Weitergabe von Informationen realisierbar, die das Erzeugen eines gemeinsamen Sinnhorizontes ermöglichen. Zusammen mit Sarah und Michael Winkler bin ich der Meinung, dass es ebenfalls die konstruktive Gestaltung der Mutter-Tochter-Dynamiken braucht, um in eine neue Form der Solidarisierung zu kommen.<sup>222</sup> Es gilt sich an die Kräfte der frauenbewegten Zeiten zu erinnern, in denen Gemeinschaft und Solidarisierung wesentliche politische Güter und Legitimationen waren.

„Weil ich glaube, dann ist auch wieder Energie da, um auch eine politische Stärkung wieder zu haben. Momentan, also das ist mein Eindruck, momentan geht ganz viel Energie dadurch verloren, dass man sich nicht einig ist. Zwischen den Generationen, den Nachfolgern. Was ja auch deutlich wird daran, dass es schwer ist als junge Feministin, du sagst du kennst keine, du hast keine kennen gelernt. Was ja auch wahnsinnig schwer macht als junge Feministin mich überhaupt zu etablieren.“<sup>223</sup>

Gesellschaftliche Vereinzelung und die institutionelle Einbindung frauenbewegter Kolleginnen in staatliche Kontrollfunktionen lassen politische Entsolidarisierungsstrategien wirken und verwehren das Nutzen kollektiver Energien, die Michael Winkler als kritische Funktion des Widerstandes gegen gesellschaftliche Prozesse versteht.<sup>224</sup> Ein dadurch notwendig gewordener Resolidarisierungsprozess beginnt bei der Bereitschaft, jüngere Kolleginnen einzustellen und bereitet den Weg über die Entwicklung einer gemeinsamen Lernkultur in intergenerativen Bezügen. Martina Hörmann macht deutlich, dass ein wesentlicher Prozess zur Sicherung eines feministischen Erbes und zur Bearbeitung der Generationenfrage die Frage ist, „(...) wie organisationales Wissen auch generationsübergreifend so weitergegeben werden kann, dass nachfolgende Mitarbeiterinnen von den Erfahrungen profitieren können, ohne sich jedoch bevormundet oder gegängelt zu fühlen.“<sup>225</sup> Die bewusst strukturierte und

---

<sup>222</sup> Vgl. Winkler In: Schweppe 2002, S. 41-65.

<sup>223</sup> G. 841-846

<sup>224</sup> Vgl. Winkler In: Schweppe (Hrsg.) 2002, S. 37

<sup>225</sup> Hörmann 2002, S. 133

verankerte Weitergabe von Know-how und traditionellen Gütern würde die Möglichkeit eines gemeinsamen Verstehens fördern und Erfahrungswerte sowie Konfliktpotentiale und deren historischen Hintergrund transparenter gestalten. Die Notwendigkeit eines solchen intergenerativen Kontaktes oder das Bereitstellen von geschützten Räumen ergibt sich auch aus der Diskussion um Bewältigungsformen der Diskussionsteilnehmerinnen. Denn wenn Sarah im Bezug auf die Mädchen annimmt, dass „(...) es fast eine Bewältigungsaufgabe [ist], sich einzugestehen, dass sie sich dafür interessieren“<sup>226</sup>, dann scheint dies auch ihre Situation zu beschreiben. Bereits zu Beginn der Diskussion machten die Teilnehmerinnen auf die Besonderungserscheinungen und ihr Erleben als junge Feministinnen aufmerksam. In diesem Zusammenhang unterstelle ich, dass ebenfalls das Thema Bewältigung über die Mädchenarbeit bzw. die Mädchen selbst verhandelt wird. Es scheint auch hier einfacher zu sein, diese Emotion über die Reflexion der Mädchen als über sich selbst zum Ausdruck zu bringen. Damit ist die Suche nach Identität auch die Suche nach der eigenen *Wahrnehmung, Anerkennung und Berechtigung ihrer Bewältigungsleistungen*. Maria Bitzan formuliert passend:

„Die Individuen machen etwas aus den vorgegebenen Situationen, sie bewegen sich in Widersprüchen und finden ihre eigenen Deutungsmuster und Lösungen. Das heißt, eine Mehrzahl bewältigt Spaltung, Benachteiligung, Widersprüchlichkeit. Allerdings nicht ohne Verluste. Denn es gibt keinen Raum, in dem die Widersprüchlichkeit der Anforderungen tatsächlich thematisierbar wäre. (...) So ist die fraglose Bewältigung eine moderne Belastung, die für Mädchen und Frauen in verschärfter Weise gilt.“<sup>227</sup>

Mit Blick auf diese Analysekatgorie wird deutlich, dass auch oder gerade junge Frauen im Hinblick auf sozialisierte Muster lernen müssen, diese Emotionen oder Formen der Bewältigung zu benennen und gesellschaftlich zu platzieren. Sarah fasst dies auf der Ebene der Mädchenarbeit folgendermaßen zusammen:

„Weil, also, die Mädchen kriegen ja eine Illusion, was sie alles können, gleiche Chancen haben, ob das in der Schule ist, ob das im Beruf ist, es wird ja eine Illusion aufgebaut über Gleichberechtigung und de facto ist diese Gleichberechtigung nicht da. Aber dadurch wird ihnen eigentlich das Recht auf Betroffenheit genommen. Also, versteht ihr was ich meine? Es wird ihnen ja gesagt, ihr habt ja die Gleichberechtigung. Also ist ja die Betroffenheit von Ungleichheit weg. So als ein Beispiel. Und ich finde, das hat sich auch einfach verändert. Das ihnen

---

<sup>226</sup> G. 983-984

<sup>227</sup> Bitzan 2000 In: Konflikt und Eigensinn In: Neue Praxis, 30. Jahrgang, Heft 4, S. 341



auf Grund dessen auch die Möglichkeit genommen wird zu protestieren oder sich Gehör zu verschaffen.“<sup>228</sup>

Die Suche nach der Identität setzt sich damit auch aus dem Sammeln von Mut zum Eingestehen feministischer Orientierung und Belastung sowie Bewältigung dessen zusammen. Sich dem Recht auf Protest bewusst zu werden, würde einen weiteren Beitrag zur Veröffentlichung und Individualisierung leisten. Junge Frauen wachsen in der Suggestion einer emanzipierten Welt und Gesellschaft auf, die ablenken will von grundlegenden Widersprüchen und Konflikten. Sie haben sich in ihrer feministischen Verortung nicht nur gegenüber den eigenen internalisierten Ansprüchen und Vorstellungen zu verhalten und mit diesen abzurechnen, sondern müssen sich ebenfalls gegenüber einer modernisierten Form von Frauen- und Mädchendiskriminierung behaupten, die es schwieriger macht zu protestieren bzw. diesen gesellschaftlich sowie politisch zu begegnen.

„Und dann ist halt die Frage, welche Ressourcen braucht auch eine, um das aushalten zu können. Und ich denke mir, so ein feministisches Umfeld zu haben oder Kontakte, soziale Kontakte zu haben, Freundschaften zu haben, sind für mich die Basis, um das überhaupt aushalten zu können.“<sup>229</sup>

*„Mit feministischen Grundprämissen, was verstehst du darunter?“<sup>230</sup>*

### **3.3 Wo wir sind I: Verortungen**

Diese zentrale Kategorie schließt an den bereits eingeführten Themen der Diskussionsteilnehmerinnen an und betrachtet primär die Ebene der Mädchenarbeit mit Blick auf inhaltliche Schwerpunkte, Verortungen und damit weitere Zugänge und Motivationen. Die Fokussierung auf das Thema Mädchenarbeit stellt neben den eingeführten Kategorien ebenso das Handlungsfeld der drei jungen Frauen dar. Es bleibt interessant zu analysieren, wieso sich diese jungen Frauen vorrangig auf das Arbeitsfeld mit Mädchen und weniger auf die Arbeit mit Frauen beziehen. Auch hier unterstelle ich eine thematische Besetzung jenes Arbeitsfeldes von älteren Kolleginnen, auf Grund von Institutionshierarchien, und nehme dieses Charakteristikum als Hinweis auf die fehlende selbstbewusste Veror-

---

<sup>228</sup> G. 78-486

<sup>229</sup> G. 545-550

<sup>230</sup> G. 419



tung junger Frauen in diesem Themengebiet. Auf dieser Handlungs- und Verhandlungsebene gilt es gegenseitige Zuschreibungsprozesse sowie Skepsis konstruktiv zu beleuchten, um jungen Frauen Einzug in frauenspezifische Arbeitsfelder zu gewähren sowie eine Entwicklung und Emanzipation junger Frauen zu unterstützen. Ebenso ist eine kritische Reflexion dieser Verortung notwendig, denn es bleibt zu unterstellen, dass sich junge Frauen im Kontakt mit den Mädchen die Anerkennung holen, die ihnen im intergenerativen Kontakt versagt bleibt. Es braucht den Reflexionsraum, um deutlich differenzieren zu lernen, was die Mädchen und sie selbst brauchen.

In der thematischen Diskussion fällt vor allem der Versuch und die Motivation auf, *alte Schlagworte mit neuen Inhalten* zu füllen, denn „[e]s bringt uns nichts mehr, finde ich, mit den gleichen Gedanken zu denken wie vor 20, 30 Jahren, wie auch immer wie viel Jahren, weil der Kontext sich verändert hat.“<sup>231</sup> Diese Analysekategorie findet sich vor allem in der Diskussion um die Grenzen von Parteilichkeit in Bezug auf das Täterinenthema oder die Auswirkungen und Veränderung einer strukturellen Betroffenheit wieder. Ebenso scheint der Diskurs um Autonomie ein Ausdruck ihres Erkenntnisprozesses zu sein. Die Feststellung, dass „das Prinzip der Autonomie heutzutage nicht mehr gilt. Zumindest wahre Autonomie“<sup>232</sup>, motiviert die Diskussionsteilnehmerinnen die Stellung und Verortung der Mädchenarbeit und somit ihres Profils neu und eifrig zu debattieren. Damit machen sich die Drei auf den Weg, den Autonomiebegriff kritisch zu reflektieren und neu zu formen, indem sie die politische Entwicklung der Mädchenarbeit nachzeichnen. Gleichzeitig interpretiere ich diesen Schritt als Versuch, die eigene Verortung, das Schärfen eines Berufsverständnisses zu ermöglichen, um trotz den Vorteilen von Vielfältigkeit den Platz im frauenpolitischen Arrangement zu finden. Den Anlass bot folgende Ausführung von Nadine:

„Aber ich finde, was ich zunehmend wahrnehme ist, dass Mädchenarbeit in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist und auch gewünscht und gefördert wird, zumindest in guten Zeiten. Und das, genau so wie die Lesben und die Schwulen ja in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind, also wir sind alle jetzt in der Mitte. Und ich mich immer frage, ja es ist ok in der Mitte zu sein und an bestimmten Stellen ist es wichtig in der Mitte zu sein, weil es auch was mit Bemächtigung zu tun hat. Man kann ja nur was verändern, wenn man strukturelle Macht hat und annimmt. Und auf der anderen Seite frage ich mich immer, braucht es nicht auch noch was neben den Strukturen? Also, und das gehört für

---

<sup>231</sup> G. 1434-1436

<sup>232</sup> G. 1346-1347

mich zusammen. Und das eine finde ich ist gegeben, da könnte man sicherlich auch noch mal diskutieren, wie das ausgeführt wird, das andere ist. Ich glaube, die Stärke der feministischen Frauenbewegung war auch immer von Außen zu kommen und nicht Teil der Mitte zu sein. Und da stell ich mir die Frage: Und wie – müssen wir uns nicht weiter an den Rand stellen? Das wäre so mein Erkenntnisinteresse.“<sup>233</sup>

Ausgehend von dieser Kommentierung und Fragestellung versuchen die drei Teilnehmerinnen individuelle sowie kollektive Erklärungsmuster zu finden. Diese Diskussion lässt sich als Parallele und Gemeinsamkeit zur zweiten deutschen Frauenbewegung verstehen, denn die Frage nach der Platzierung feministischer Arbeit erinnert an die Diskurse über den Umgang mit den Strukturen der Sozialen Arbeit. Dass junge Frauen nach 20 Jahren Institutionalisierungsgeschichte die Motivation zu dieser Diskussion entwickelt haben, sollte auf radikale oder alternative Kräfte aufmerksam machen. Hier könnten die Diskussionsteilnehmerinnen Vorreiterinnen in der Eröffnung neuer – alter – Diskussionsräume sein, denn es gilt immer noch oder immer wieder notwendige Diskussionen anzustoßen. Dazu Nadine: „Die Frage ist, ob da bestimmte Konflikte oder Themen ausgespart und nicht diskutiert werden (...).“<sup>234</sup> Diese Eröffnung sollte weniger als Aufdeckung von Versäumnissen im Sinne einer defizitären Haltung sondern vielmehr als Veröffentlichung latenter Konflikte und Diskussionsbedarfe gedeutet werden. Junge Feministinnen sollten nicht in die Rolle kommen, Repräsentantinnen der Versäumnisse anderer Generationen zu werden, sondern sich als Ausdruck einer Chance zur Entwicklung intergenerativer Perspektiven verstehen lernen. Dabei verhandeln die drei Diskussionsteilnehmerinnen primär die Vor- und Nachteile für die Mädchenarbeit im Kontext einer Positionierung von Außen kommend oder, wie Anna es formuliert, vom Mainstream ausgehend. Nadine beschreibt sehr anschaulich, inwiefern diese Konsequenzen der Professionalisierung und Institutionalisierung feministischer Arbeit die jungen Feministinnen vor Entscheidungen stellen:

„Und ich aber gleichzeitig das Gefühl habe, wir versuchen oder viele versuchen und ich manchmal auch, einen Teil von dem Kuchen abzukriegen. Wo ich dann auch, ein Stück weit anzupassen. In der Hoffnung, wenn ich nur nett genug bin, dann kriege ich einen Teil von meinem guten Leben ab. Und das meine ich mit Mitte. Jetzt unabhängig von Mädchenpolitik. Denn mir geht es da eher um individuelle Entscheidungen. Also wie viel bin ich bereit, mich anzupassen?“<sup>235</sup>

---

<sup>233</sup> G. 705-716

<sup>234</sup> G. 853-854

<sup>235</sup> G. 749-758

Anlehnend an die Perspektive von Maria Bitzan wird deutlich, dass im Kontext der Moderne zwischen Integration von Widersprüchen und dem Aushalten politischer Verdeckungsstrategien viel Verhandlungsbedarf und die Notwendigkeit intergenerativer Kommunikation besteht. Es gilt die verinnerlichteten Individualisierungsmechanismen aufzudecken und in einen politischen Kontext zu übersetzen. An dieser Stelle müsste der Gedanke „das Private ist politisch“ ernster genommen und verhandelt werden, denn letztendlich muss die von Nadine angesprochene Entscheidung nicht nur individuell, sondern auch politisch verortet werden. Obwohl die jungen Feministinnen diesen Gedanken als Teil ihres beruflichen Verstehens verankert haben, scheint es hier Übung, Mut und Verbündete zu brauchen, um diese Formel für die eigene Lebenslage nutzbar zu machen.

Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verhandeln die drei jungen feministischen Sozialpädagoginnen die Grenzen, Verantwortlichkeiten und die *Zukunft* feministischer Mädchenarbeit und damit ihrer eigenen berufspolitischen Verortung und Zukunft. Diese Analysekatgorie jener Verortung macht deutlich, dass die jungen Frauen sich verantwortlich fühlen für den Fortbestand feministischer Arbeit und diese durch die Diskussion um politisch kluge Strategien sichern wollen. Die moralischen Bedenken, Widersprüche und Belastungen im Umgang mit diesem Erbe verdeutlicht Sarah:

„Das heißt, übertragen heißt das: Inwieweit ist die Mädchenarbeit bereit, Kompromisse mit der Politik und mit vorherrschenden Dingen einzugehen und ein Stück weit ihre Ziele zu verraten?“<sup>236</sup>

Es bleibt als Anforderung und Bewältigungsaufgabe für junge Feministinnen zu konstatieren, dass auf der einen Seite die Verantwortung zur Übernahme feministischer Tradition bei ihnen liegt und die damit verbundenen moralischen wie politischen Dilemmata ausgestanden werden müssen. Gleichzeitig bleiben auf der anderen Seite Zugänge zum Verstehen feministischer Tradition durch ältere Kolleginnen verwehrt und junge Feministinnen sind mit dem Aushalten dieser Belastung ebenfalls allein gelassen. Anna fragt sich beispielsweise:

„Und ja, für mich ist das eine große Frage, warum junge Frauen wie ich einfach den Mut verlieren müssen, weil solche Kreise oder solche Institutionen das nicht aufnehmen und was steckt dahinter? Ob das an den Frauen, die in den Einrichtungen, die Mädchenarbeit machen blockieren oder ob es um die gesell-

---

<sup>236</sup> G. 756-758

schaftlichen Strukturen geht, die es einfach indem blockieren, dass da einfach das Argument – keine Gelder – einfließen können.“<sup>237</sup>

Dass sich die Diskussionsteilnehmerinnen in Fragen der Verortung feministischer Arbeit allein fühlen und auf der Suche nach alternativen Bewältigungsstrategien sind, lässt sich wiederum als Ausdruck moderner Gesellschaftsformen werten. Mit dem bereits geschulten konfliktorientierten Blick nach Maria Bitzan gilt es, diesen Zustand als intergenerative Belastung im Kontext moderner Gesellschaften und struktureller Konfliktpotentiale zu verstehen:

„Wo die Freiheit der Wahl des Lebensentwurfes zum individuellen Leitbild geworden ist, entstehen nicht nur Widersprüche in den Subjekten, sondern werden in den Verhältnissen zwischen Frauen (...) Konflikte aufgeworfen, für die es früher keine Wahrnehmung geben konnte. Becker-Schmidt weist auf gesellschaftliche Funktionalisierbarkeit kontroverser weiblicher Bilder hin und betont daher die Notwendigkeit, für Frauen einen Diskussionsraum zu schaffen (...).“<sup>238</sup>

Die Sicherung eines feministischen Erbes und Gestaltung einer Zukunft unter Auflösung kollektiver Strukturen scheint daher sowohl chancenreich als auch belastend. Denn wenn Nadine schlussfolgert: „Ich glaube, um von Außen zu kommen, braucht es einen Aufbruch. Also, es braucht, glaube ich, eine politischere Gesellschaft“<sup>239</sup>, verweist dies wiederum auf die zu Beginn interpretierte politische Haltung und Verortung junger Frauen, sich nicht als Motor politischer Veränderung oder Teil einer politisch aufdeckenden Gesellschaft zu fühlen. Im Kontext dieser Erblast und mit Blick auf die Lähmung feministischer Sprengkraft durch Individualisierungsstrategien scheinen junge Frauen die Kraft oder den Mut zum Aufbruch momentan noch nicht gesammelt zu haben. Diesen Interpretationsgang sichert auch Sarah indem sie festhält: „Ja, aber mit weniger. Von Außen zu kommen, erfordert mehr Geschlossenheit.“<sup>240</sup> Hier scheinen nun die Fäden der politischen Verortung junger feministischer Sozialpädagoginnen zusammenzulaufen. Denn das Aufbringen von Mut bedingt eine Form der Geschlossenheit, die wiederum auf einem diversifizierten Wir-Gefühl gründen müsste. Der Vorteil ihrer Weitsicht und Vielfältigkeit liegt dabei in der Kompetenz sowohl die Notwendigkeit eines Aufbruches debattieren zu können als auch die Chancen einer Verortung in der Mitte der Gesellschaft sehen und verstehen zu können.

---

<sup>237</sup> G. 904-909

<sup>238</sup> Bitzan 2002 In: WIDERSPRÜCHE, Heft 84, 22. Jahrgang, Nr. 2, S. 36

<sup>239</sup> G. 773-774

<sup>240</sup> G. 767

„Also, es steckt ja eine Chance darin, damit die Tatsache, dass es nicht mehr nur von Außen kommt im Sinne von betroffenen Frauen, die keinen professionellen Hintergrund haben. Es steckt ja darin eine Chance, dass eigentlich eine Professionalisierung stattgefunden hat, weil damit Wissen verbunden, damit ist Macht, ist ein Status verbunden und darin steckt ja auch eine Chance. Auch, ja.“<sup>241</sup>

Als Analysekatgorie und Kompetenz einer jungen feministischen Generation und ihres Berufsverständnisses sowie als Teil ihrer Verortung bleibt festzuhalten, dass sie sich *verschiedene Strategien* politischer Arbeit und Perspektive erarbeitet haben. Junge Feministinnen scheinen daher in ihrer politischen Arbeit und Strukturgestaltung vielfältig und flexibel zu sein, wie es uns bereits ihr Generationenverständnis nahe gelegt hat. Emotionen und Professionalisierung verknüpfen wollend, scheint sich das an den Rand stellen und gleichzeitig innerhalb von Strukturen zu agieren nicht auszuschließen. Es bleibt allerdings die Frage offen, mit welchen Mitteln und Ressourcen diese vielfältigen Strategien umgesetzt werden können und was es dazu braucht, dass sich auch junge Frauen als aktive und gestaltende Kräfte verstehen lernen. Nach Barbara Holland-Cunz stellt sich die Frage der Leidenschaft: „Man braucht ein emotionales Verhältnis zur Sache, sonst geht es nicht.“<sup>242</sup> Auch Beate eröffnet im Expertinneninterview, welches im nächsten Kapitel genauer vorgestellt wird, die Ebene der Leidenschaft und verdeutlicht damit die Bedeutung dieser Emotion im Rahmen frauenbewegter Bestrebungen.<sup>243</sup> Die Institutionalisierung feministischer Bewegung durch Professionalisierungsbestrebungen ging allerdings mit der strukturellen Einmündung emotionaler und kollektiver Größen wie der Leidenschaft einher. Diese Auswirkungen, so wie sie sich für junge Frauen zeigen, spiegelt Sarah wie folgt:

„Braucht es nicht Professionalisierung dahinter, aber aus einer Emotionalität trotzdem heraus?“<sup>244</sup>

Diese Fragestellung und Einmündung emotionaler Größen machen deutlich, dass dieses Kriterium und Zugang feministischer Perspektive im Rahmen der zweiten deutschen Frauenbewegung in den professionalisierten Strukturen versunken zu sein scheint, sonst wäre die angesprochene Emotionalität für Sarah sichtbar. Es bleibt zu unterstellen,

---

<sup>241</sup> G. 801-805

<sup>242</sup> Interview mit Barbara Holland-Cunz In: DIE ZEIT, 24.08.2006, S. 53

<sup>243</sup> Vgl. E.161ff.

<sup>244</sup> G. 816-817



dass sich dennoch in der Arbeitshaltung der einzelnen Kolleginnen diese Größen bewahrt haben. Gleichwohl bleibt die Frage bestehen, ob das Entdecken kollektiver leidenschaftlicher und emotionaler Größen als intergenerative Gemeinsamkeit erkannt und strategisch genutzt werden sollte. Es gilt Kräfte und Inspirationen zu sammeln, in Austausch zu bringen und gegenseitige Leidenschaften zu entfachen. Dabei ergibt sich auch hier die Notwendigkeit über die Vielfältigkeit von Leidenschaften auf der Grundlage generativer Unterschiede zu debattieren. Denn für junge Feministinnen, wie aus jener Diskussionsrunde, setzt sich eine motivationsbezogene Emotion wie die der Leidenschaft aus anderen feministischen, lebensweltbezogenen und professionellen Bezugspunkten zusammen. Susanne Weingarten und Marianne Wellersdorf beschreiben dies folgendermaßen:

„Wer als Neugeborene von vornherein mit feministischem Gedankengut aufgewachsen ist, kennt diesen Thrill der Erkenntnis nicht mehr – und kann ihn darum auch nicht zur Grundlage eines politischen Kampfes machen.“<sup>245</sup>

Denn wenn Beate in diesem Kontext antwortet, sie vermisse bei den jüngeren Kolleginnen Radikalität, dann gilt es auch hier in einen gegenseitigen Aushandlungs- und Definitionsprozess zu kommen. Ansprüche von Radikalität haben sich im professionalisierten Status feministischer Arbeit verändert, aufgelöst oder andere Wege gesucht. Dennoch verhandeln die drei Diskussionsteilnehmerinnen im Kontext der Verortung feministischer Arbeit zwar zögerlich, aber dennoch das Thema Radikalität: „Und von Außen zu kommen, hieße dann auch wieder radikaler zu sein?“<sup>246</sup> Im Laufe der Diskussion findet sich allerdings keine klare Antwort auf diese Frage. Dieser Verlauf kann gleichzeitig als Ausdruck der gegenwärtigen Lage feministischer Profession gedeutet werden, denn strategisch abgesicherte Überlegungen ersetzen radikale Momente und Ansprüche. Mit Blick auf die vorgestellten Marginalisierungs- und Entpolitisierungsstrategien scheint es allerdings ein Mehr an Radikalität zu brauchen, um sich gegenüber politischer Einnahme und einem „antifeministischen Zeitgeist“<sup>247</sup> zu behaupten. Begleitet von diesen Diskussionen um Emotionalität oder Radikalität scheint ein wesentlicher Faktor auch hier die Verständigung untereinander sowie im intergenerativen Kontakt zu sein. Junge feministische Frauen sollten eingeführt werden in die Möglichkeiten radikaler Ansprüche und Verwirklichungen ebenso

---

<sup>245</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 28

<sup>246</sup> G. 763

<sup>247</sup> Interview mit Barbara Holland-Cunz In: DIE ZEIT, 24.08.2006, S. 53



wie ältere Kolleginnen an diese erinnert werden sollten, „dass es doch Sinn macht weiter zu machen einfach und nicht einschlafen oder auspowern lassen von den Projektstrukturen oder allgemeinen Umständen.“<sup>248</sup> So wie es Anna in dieser Aussage deutlich macht, scheint auch Nadine, angesteckt von und identifiziert mit den Ideen und Emotionen früherer frauenbewegter Generationen festzustellen:

„Ja und ich glaube, es gibt immer wieder Situationen in meinem Alltag, wo ich mir denke, wir müssen eigentlich wieder zurück dahin, zurück zu diesen Selbstverständnissen, die wir mal irgendwann hatten.“<sup>249</sup>

Dabei geht es auf Seiten der älteren Feministinnen als denjenigen, die ein Erbe zu verteilen haben, sowohl um das Vermitteln gesellschaftlicher Protestbewegung und politischen Aufbruchdenkens als auch um das Loslassen eigener Vorstellungen und Ansprüche, damit junge Frauen den Mut zur Einlösung ihrer Eigenwilligkeit finden lernen.

„Sie und die noch jüngeren sind dabei, die Freiheit ihrer Generation in ihrem Sinne zu nutzen. Erbschaften sind immer dazu da (...), so eingesetzt zu werden, wie es die Nutznießerinnen für richtig halten. Es ist schließlich *ihr* Erbe. Auch die Erblasserinnen der Frauenbewegung müssen begreifen, daß sie das ideologische Gut, das sie weiterreichen, nicht endlos kontrollieren können (...).“<sup>250</sup>

*„Weil ich habe schon den Wunsch, dass es ein gleichberechtigter Austausch ist.“<sup>251</sup>*

### **3.4 Wo wir sind II: Intergenerative Perspektiven**

In dieser letzten Auswertungskategorie soll der Blick auf Sehnsüchte, Wünsche und konkrete Vorstellungen junger und älterer feministischer Sozialpädagoginnen geworfen werden. An dieser Stelle werden die Ergebnisse des Expertinneninterviews genutzt und in einen intergenerativen Dialog gesetzt, um dabei sowohl Aufklärungs- als auch Verständigungsarbeit zu leisten, Aufforderungen zu formulieren und die Notwendigkeit von Kommunikation und Interaktion zwischen den Generationen zu verdeutlichen sowie die Skizze eines Berufsverständnisses zu entwerfen. Grundsätzlich orientiere ich mich bei dem Thema Generationenbeziehungen an den Ausführungen von Michael Winkler, der da formuliert:

---

<sup>248</sup> G. 1152-1153

<sup>249</sup> G. 1438-1440

<sup>250</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 47

<sup>251</sup> G. 1192

„Generationenbeziehungen als Praxis innerhalb des Generationenverhältnisses sind sinnkonstituierende und sinnhafte Handlungs- und Lebensvollzüge, die auch von den Beteiligten als solche erfahren werden.“<sup>252</sup>

Winkler versteht das Generationenverhältnis als lebenspolitischen Rahmen und emotionale Vergewisserung, die sich als organisierende Kategorie des sozialen Lebens zeigt. Zusammen mit Winkler bin ich der Meinung, dass entgegen der sozialstaatlichen Ordnung, die Auflösung intergenerativer Differenzen durch das Erzeugen eines gemeinsamen Sinnhorizontes möglich wäre. Dieser Prozess reflexiver Aneignung setzt einen gemeinsamen Weg der Anerkennung, Verständigung und Informationsweitergabe voraus.<sup>253</sup> Einen solchen Beitrag will diese Arbeit leisten. Handlungs- und interpretationsleitend ist dabei die Frage in der jeweiligen interviewspezifischen Ausformung: „Was können wir voneinander lernen?“

Ausgehend von dem Verlauf des Expertinneninterviews wird deutlich, dass ein wesentlicher intergenerativer Aspekt und damit Analysekategorie die *Aufklärung und Übersetzung* generationsspezifischer Inhalte, Ideen, Motivationen und Zugänge sein muss. Beate macht dies in der folgenden Passage deutlich:

„Ich könnte und würde auch gerne viel mehr lernen über das Alltagslernen junger feministische interessierter oder feministischer Frauen. Also wie beispielsweise feministisches Gedankengut oder der Blick auf die Welt in ihrem Alltag verortet ist. Also, wie wird erlebt, wo scheitert er, wo wünscht er sich mehr Raum? Dafür weiß ich zu wenig, was ich schade finde. Und ich würde gerne mehr in Streitbarkeit oder Auseinandersetzung gehen, wie feministische Überlegungen, Forderungen umgesetzt werden. Also, wie ich mir wünsche, dass sie umgesetzt werden und wie sich eine 25-jährige vorstellen kann das umzusetzen. Wie weit sie gehen würde? Warum sie nicht mehr so weit gehen würde wie vielleicht ich? Was ist der Unterschied? Liegt das in der Veränderung der Zustände tatsächlich, dass es sich für sie verändert hat, während es sich für mich kaum verändert hat. Liegt es an dem anders aufgewachsen sein? Also, woran liegt es, was ich glaube an der Leidenschaft oder an dem Engagement zu sehen. Das würde ich gerne mehr verstehen und dazu müsste ich sie vielmehr kennen und mir erzählen, mir beschreiben lassen. Ja.“<sup>254</sup>

Insgesamt unterliegen Beates Ausführungen und Ideen über eine jüngere Generation feministischer Sozialpädagoginnen oft Vermutungen und Zuschreibungen, denn sie selbst gesteht sich ein: „(...) ich habe nicht den vergleichbaren Kontakt zu jungen Feministinnen, wie ich ihn damals zu

---

<sup>252</sup> Winkler 2002, S. 50 zit in: Stauber In: Neue Praxis Jahrgang 34, S. 36

<sup>253</sup> Vgl. Winkler In: Schweppe (Hrsg.) 2002, S. 50ff

<sup>254</sup> E. 150-163

Gleichaltrigen hatte.“<sup>255</sup> Diese fehlenden Berührungspunkte scheinen stellvertretend für den intergenerativen Kontakt zu sein. In den letzten Kapiteln wurde die Notwendigkeit intergenerativer Kontakte auf Seiten einer jüngeren Generation erörtert. Es gilt ebenfalls Raum zu schaffen für die oben formulierten Fragen ältere Kolleginnen, denn damit geht das Formen einer Haltung gegenüber jüngeren Kolleginnen sowie die Verteilung von Anerkennung und Zuschreibungen einher. Gibt es diesen Raum zur Beantwortung dieser Fragen nämlich nicht, führt dies, so erleben es die drei Diskussionsteilnehmerinnen, zu unausgesprochenen Vorurteilen, Skepsis oder Abwertung. Wenn beispielsweise Beate davon spricht, dass junge Frauen von den älteren den Mut, Position zu beziehen, lernen könnten, „[a]lso diesen Mut, sich vielleicht auch eine Zeit sich einsam zu fühlen, das gehört dazu. Ich vermute, dass das jungen Frauen heute vielleicht schwerer fällt“<sup>256</sup>, dann marginalisiert dies die Situation und das Erleben junger Frauen, in welcher Vereinzelung und Besonderung ein Kennzeichen ihrer Generation ist. Als Beispiel geltend kann diese Situation darauf aufmerksam machen, dass es viel Klärungs- und Übersetzungsbedarf über Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten gibt. Die Diskussion hat gezeigt, dass es im Sinne der Eigenwilligkeit durchaus neue Gedankenkonstrukte, wie den Power-Feminismus oder die Nähe zu genderbezogenen Themen und Zielen, gibt. Dennoch scheinen viele Themen, auch wenn sie sich für junge Feministinnen anders zeigen und offenbaren, häufig denselben Marginalisierungsstrategien wie in anderen frauenbewegten Zeiten zu unterliegen. Den dringendsten Auftrag vermute ich dabei in der Wahrnehmung und *Aufdeckung* der, hinter sich als Individualisierungs- und Entpolitisierungserscheinungen zeigenden, instrumentalisierten Abwertung feministischer Arbeitsbezüge.

„Gesellschaftlich verordnete Geringschätzung von Frauenarbeit trägt sich fort auch in die Frauenprojekte, ermüdet und demotiviert die einzelnen und setzt sich um in kollektive Kraftlosigkeit und politische Lähmung.“<sup>257</sup>

Dabei gilt es auch diese Analysekategorie und das Generationenthema, bezogen auf die Begegnung zwischen jungen und älteren Feministinnen auf der Folie frauendiskriminierender Abwertungsmechanismen zu untersuchen. Denn der sich auf der Ebene feministischer, ideologischer und menschlicher Erfahrungen des Scheiterns darstellende strukturelle Konflikt der Abwertung feministischer Arbeitsbezüge, hat Einfluss auf diese

---

<sup>255</sup> E. 85-86

<sup>256</sup> E. 167-169

<sup>257</sup> Brückner 1996, S. 10

Begegnung zwischen jüngeren und älteren Feministinnen und auf die Art der Antworten im Bezug auf kritische Fragen und Begegnungen.

„Es erhebt sich kein kollektiver Widerstand, kaum Protest gegen Machtverhältnisse, in denen Mangelzustände für Frauen strukturell vorgesehen sind. (...) Die Frauen zerstreiten und ermüden sich selbst und gegenseitig, derweil männliche Herrschaft an den Macht- und Verteilungstöpfen wenig zu befürchten hat.“<sup>258</sup>

Der intergenerative Kontakt zeichnet sich oftmals durch ein Streben nach Wertschätzung und Anerkennung aus, das strukturell versagt bleibt und innerhalb der intergenerativen Beziehungen personalisiert wird. Die politisch versagte strukturelle Anerkennung kann und darf nicht im Kontext individueller sowie intergenerativer Beziehungen gesucht werden.

„Das theoretisch vorhandene Wissen um die Abwertung von Frauen und ihrer Arbeit bleibt verbindungslos stehen neben dem Leiden an den eigenen Arbeitsverhältnissen und findet keinen kollektiven Ausdruck.“<sup>259</sup>

Nach Barbara Stauber erwächst hierbei die Gefahr der Übertragung, verbunden mit dem latenten Vorwurf an die jüngere Generation „(...) die Errungenschaften der Älteren nicht anerkennend zu beerben, sondern als selbstverständlich hinzunehmen.“<sup>260</sup> Dieses Bestreben nach struktureller Wertschätzung und Aufwertung ist individuell nicht einlösbar und leistbar. Daher braucht es neue Maßstäbe und Orientierungspunkte, die gleichzeitig diese strukturelle Abwertung politisieren und entindividualisieren. Es muss um die Rückdefinition dieser Konfliktstrukturen in die gesamtgesellschaftliche Verantwortung gehen, indem Bedingungen gefunden und eingefordert werden – beispielsweise finanzieller Art – die eine strukturelle und politisch anerkennende Aufwertung ermöglichen und intergenerative Beziehungen entlasten.

Anlehnend an die Institutionalisierungs- und Professionalisierungsbestrebungen wurde der Bedarf junger Frauen an Erklärung und Einführung in feministische Tradition am Beispiel des Autonomiebegriffs erläutert. Insgesamt legt uns die Diskussion den Klärungsbedarf junger Feministinnen in pluralisierten Zeiten und Bedingungen nahe. Es muss also im Kontakt mit jüngeren Frauen zu einem vermehrten Austausch kommen, in dem offene Fragen und Bedenken, Innovationen sowie Selbstverständnisse erörtert werden können. Im Rahmen der Diskussion offenbarte sich die Notwendigkeit und Dringlichkeit sowie die Begeisterung für ein sol-

---

<sup>258</sup> Hänsch In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., S. 11

<sup>259</sup> Ebd., S. 12

<sup>260</sup> Stauber In: Neue Praxis, 34. Jahrgang, Heft 1, S. 36

ches Forum zum Austauschen, Denken oder Diskutieren. Nadine hält in diesem Zusammenhang fest:

„Und ich glaube, man muss sich noch mal grundsätzlich über Visionen verständigen. (...) Und für diese Vision bräuchte es Zeit.“<sup>261</sup>

Es gilt die eingeführte Vielfältigkeit zu nutzen, um mit Hilfe von solchen Diskussionsräumen und Foren junge Frauen in genau dieser Vielfältigkeit zu unterstützen, um gleichzeitig das Berufen auf ein solches diversifiziertes Wir-Gefühl zu ermöglichen. Wie es die Diskussion zeigt, ergeben sich aus diesem Prozess wohl viele Formen eines Wir. Dass sich ein solcher kollektiver Findungsprozess verändert hat und tendenziell viele „Wir“ produziert, verdeutlicht die Entwicklung und Diversifizierung feministischer Zugänge und generationenspezifischer Merkmale. Dörthe Jung resümiert, dass der entscheidende Faktor der anfänglichen Kollektivität die Abgrenzung gegenüber Männern war. Weiterhin fragt sie sich: „War es vielleicht vorwiegend diese Polarisierung zum anderen Geschlecht, die die Verbindung unter den Frauen herstellte?“<sup>262</sup> Auch Beate macht den Bezug ihrer Generation zu dieser Form der Abgrenzung deutlich, indem sie diesen Gedanken im Expertinneninterview aufgreift und „[d]ie deutliche Abgrenzung gegenüber Männern“<sup>263</sup> als Unterschied zur jüngeren Generation beschreibt. Dieser Faktor zur Bildung eines kollektiven Bewusstseins hat sich mit Blick auf die Teilnehmerinnen der Gruppendiskussion diversifiziert. Wie bereits dargelegt, verlangen beispielsweise Themen wie Gender Mainstreaming neue Umgangsformen und Strategien mit diesen Abgrenzungsargumenten. Durch den Verlust autonomer Ansprüche sowie die Auflösung ausschließlich frauenorientierter Bezüge relativierte und differenzierte sich dieses Abgrenzungsargument aus. So gibt es diejenigen, die sich als Genderaktivistinnen begreifen oder mit Jungen arbeiten, solche, die Lesbenpolitik betreiben und solche, die feministisch handeln ohne in frauenbewegten Zusammenhängen zu arbeiten. Um sich in dieser Vielfalt nicht zu verlieren, gilt es ebenfalls das Bedürfnis der Diskussionsteilnehmerinnen nach Klärung und Definitionen ernst zu nehmen und als Hinweis zu verstehen. Denn meiner Meinung nach, muss sich in dieser Unterschiedlichkeit begegnet werden, um Gemeinsamkeiten und neue kollektive Abgrenzungsformen zu entwickeln.

---

<sup>261</sup> G. 1103-1104 und 1108

<sup>262</sup> Jung In: Rieger 1993, S. 28

<sup>263</sup> E. 59-60



Anstatt sich aber nur nach Außen abzugrenzen, sollte dieses Bedürfnis auch auf interne Strukturen bezogen werden. Für mich transportiert sich im Bedürfnis nach Abgrenzung ebenfalls der Wunsch nach Profilfindung oder Selbstbestimmung, der sich in der Entwicklung eines Berufsverständnisses feministischer Sozialarbeit realisieren könnte. Ähnlich wie Beate sich im Bezug auf das Thema Berufsverständnis die Fragen stellt: „Wäre es sinnvoll, wozu würde es nutzen? Hätte es einen Aufforderungscharakter mal wieder?“<sup>264</sup> Diese Fragen sollten im intergenerativen Kontakt erarbeitet und sich gegenseitig gestellt werden. Junge Frauen sollten sich demnach die Möglichkeiten schaffen, Räume sichern und besetzen um in jene *Aushandlungsprozesse* mit sich selbst und anderen Generationen zu kommen. Denn wie in der qualitativen Inhaltsanalyse durch diese Analysekategorie deutlich wird, braucht es Räume zur Gewinnung des Glaubens an Veränderung und Gestaltbarkeit und zum Erkennen eigener Stärke und Kompetenzen.

Wie bereits mehrfach dargelegt sind es vor allem gesellschaftliche Entpolitisierungsmechanismen, die es gerade jungen Menschen erschweren an gesellschaftliche Partizipation, Mitgestaltung und politische Veränderungskraft zu glauben. Auf dieser Ebene sollte es ebenfalls darum gehen, das Aufdeckungspotential und die Kompetenzen in der Wahrnehmung struktureller Konfliktpotentiale junger Frauen anzuerkennen und konstruktiv zu nutzen. Entgegen des geformten Politikbegriffes der jungen Feministinnen dieser Diskussion beginnt nach meiner und Maria Bitzans Meinung die Gestaltung politischer Bedingungen sehr wohl in der Veröffentlichung und Entdeckung jener, im Bezug auf die Mädchen und sich selbst gegenüber, gefühlten sowie diskutierten Konfliktlagen und Widersprüche. Junge Feministinnen sollten ermutigt werden diese Artikulation als eine neue Form der Politik zu begreifen, die im Sinne der Veröffentlichung nicht nur in der Tradition feministisch bewegter Zeiten steht – „das Private ist politisch“ –, sondern gleichzeitig eine neue Form politischer Reaktion und Handlungsfähigkeit ermöglicht. Nach Maria Bitzan können durch das Aufdecken der aufgezeigten gesellschaftlichen Konfliktpotentiale jene Konsequenzen an ihren politischen Ort zurück getragen und Öffentlichkeit neu mitgestaltet und definiert werden:

„Zusammenfassend kann also andere Öffentlichkeit die sozialpolitischen Grundannahmen in Frage stellen und anderes Denken politisieren. Pädagogische Fachlichkeit kann dabei hilfreich sein, indem sie

---

<sup>264</sup> E. 246-247

- Räume bereitstellt und stützt, in denen Verständigung unter Frauen möglich ist;
- Differenzen als Produktives kreativ einbringt und sich selbst in Beziehung setzt als Nicht-Gleiche;
- Reibungen, Widersprüchliches, Ungereimtes offen hält, Räume inszeniert;
- „Weg-Lernen“ inszeniert, d.h. bewusst aktive Schritte selbst geht und anbietet gegen die verinnerlichte Abwertung von Frauenbezügen.“<sup>265</sup>

Diese pädagogische Fachlichkeit und Form politischen Aktionismus' sollten auch ältere Kolleginnen wieder und neu entdecken lernen, um die negativen Folgen der Professionalisierung und deren strukturellen Ursprung anders verstehen und lösen zu können. Dieser Prozess der repolitisierenden Erweiterung und Rückbesinnung feministischer Tradition scheint ein geeigneter Nährboden für intergenerative Wachstumsprozesse zu sein. Denn ältere Kolleginnen sind in ihrem feministischen Erfahrungsraum prädestiniert dafür, jungen Feministinnen in die Gestaltung alternativer Politikbegriffe einzuführen, da die Frauen dieser Generation, wie theoretisch eingeführt, sich ebenfalls neu politisch definieren und außerhalb gängiger Vorstellungen gesellschaftlicher Teilhabe politisch agieren und rebellieren lernten. Ein erster Schritt für junge feministische Sozialpädagoginnen wäre es, sich aus den Ketten der Vereinzelung zu lösen, sich zu vernetzen und die kollektive Kraft vergangener Zeiten zu nutzen, um Netzwerke unter jungen Frauen erwachsen zu lassen. Denn junge Frauen haben, so machte es die Analyse und Interpretation der Gruppendiskussion deutlich, viel zu sagen, aufzudecken und zu veröffentlichen. Sie selbst sind ein Spiegelbild moderner Gesellschaftsformen sowie professionalisierter feministischer Arbeitsbezüge und repräsentieren zugleich Erfolg, Legitimation, Zukunft und Konfliktpotential feministischer Sozialarbeit. Es kann nicht nur die Aufgabe junger Frauen sein, der sich daraus ergebenden Individualisierung entgegen zu wirken. Diese Aufgabe muss als intergeneratives Projekt verstanden werden, um sowohl die Wurzeln politischen Widerstandes sowie den Glauben an die eigenen Kräfte nicht zu verlieren bzw. entdecken zu lernen. Dazu braucht es, und damit wäre eine weitere Analysekategorie eingeführt, eine *Beziehungsklärung* als intergenerative Perspektive, einhergehend mit einem transparenten Umgang mit Vorstellungen und Erwartungen gegenüber der jeweiligen Generation. Dies bedingt allerdings ein Wissen um Möglichkeiten, Kompetenzen und Fähigkeiten der jeweiligen Vertreterinnen der Generationen. Im Verlauf der Gruppendiskussion wurde deutlich,

---

<sup>265</sup> Bitzan In: WIDERSPRÜCHE, Heft 84, 22. Jahrgang, Nr. 2, S. 39

dass die jungen Feministinnen klare Vorstellungen und Erwartungen gegenüber älteren Kolleginnen und intergenerativer Beziehungsgestaltung entwickelt haben. So verdeutlicht Sarah auf die Frage, was ältere Kolleginnen von ihrer Generation lernen könnten:

„Also lernen, sie können sich auf jeden Fall mal motivieren lassen oder Chancen entdecken. Chancen, aber auch Fortschritte entdecken. Und auch gleichzeitig den Sinn des Fortbestehens.“<sup>266</sup>

Im Gespräch mit Beate zeigte sich, mit Blick auf Wünsche, Erkenntnisse, Erfahrungen oder intergenerative Lernaspekte, hingegen ein ziemlich unklares Bild, das sich häufig ausdrückte in Sätzen wie: „Das vermute ich, aber ich weiß es nicht.“<sup>267</sup> Ebenso wenig kann eine klare Antwort auf die Frage: „[U]nd was könntest du beispielsweise von mir lernen?“<sup>268</sup> gefunden werden. Es gilt sich in diesem Kontext über Erwartungen gegenüber einer jungen Generation klar zu werden und in eine Form der Aushandlung und Beziehungsklärung zu kommen. In dieser fehlende Vorstellungskraft für Inhalte, die ältere von jüngeren Kolleginnen lernen könnten, scheint sich ebenfalls das Gefühl des „Nichtanerkanntwerdens“<sup>269</sup>, so wie es Sarah beschreibt, zu begründen. In diesem Kontext lassen sich auch Nadines Worte verstehen:

„Ja und ich glaube, es gibt bestimmte Facetten, da bin ich mir sicher, dass ich als junge Frau mehr weiß als viele von den alten Feministinnen. Und das will ich dann auch, dass das auch gesehen wird. Und ich mich nicht so hinbenzen muss und sagen muss, jetzt sieh doch endlich, das habe ich doch schon gemacht und das ist doch ganz toll. Sondern dass es ein Austausch ist, ein Dialog ist. Ich habe das ganz unterschiedlich erlebt und deswegen ist mir das wichtig das zu sagen. Also auch zu sagen, ok und zu dieser Frage weiß die ganz besonders gut Bescheid und da frage ich dann auch. Aber ich will auch dass gesehen wird, dass auch junge Feministinnen was zu sagen haben zu anderen Fragestellungen.“<sup>270</sup>

Wie bereits eingeführt scheint das Thema der Anerkennung eine intergenerative Parallele darzustellen. Nadines Worte unterstreichen das Bedürfnis der jungen Feministinnen, ernst genommen und erkannt zu werden: „(...) weil ich möchte gleichberechtigt mit der älteren Generation Politik machen. Ich mag mich nicht unterordnen.“<sup>271</sup> Dabei gilt es die Vielfältigkeit, Eigenwilligkeit und Innovation junger Frauen ernst zu nehmen. Die Tradition feministischer Arbeit während, zeigte die Grup-

---

<sup>266</sup> G. 1147-1149

<sup>267</sup> E. 169

<sup>268</sup> E. 147-148

<sup>269</sup> G. 839

<sup>270</sup> G. 1219-1227

<sup>271</sup> G. 1204-1205

pendiskussion die Qualität der Reflexion und Wissbegierigkeit junger Frauen und offenbarte gleichzeitig die veränderten Bedingungen der Gegenwart. Trotz dieser inhaltlichen Stärke und Wachsamkeit scheint es den Repräsentantinnen einer jungen Generation feministischer Sozialpädagoginnen an Mut und Selbstbewusstsein zu fehlen, diese Erkenntnisse in die Welt zu tragen. Damit das „Hier sind wir!“, mit all der zu Grunde liegenden Vielfältigkeit, laut und fordernd formuliert werden kann, braucht es Sicherheiten und *Räume zur Entwicklung* von Selbstbewusstsein und Selbstsicherheit. Dafür Sorge zu tragen, also die von Nadine gestellte Frage nach dem: „Wer macht es?“<sup>272</sup> liegt dabei in der Verantwortung und Gestaltungsfreiheit junger Frauen. Diese Übernahme von Verantwortung gilt als Herausforderung und Möglichkeit, ein Gefühl der politischen Gestaltungskraft und Handlungsfähigkeit zu sichern, um sich aktiv zu erleben und zu spüren. Das Bewusstsein um feministische Kraft und Stärke scheint neben der Aufwertung eigener Arbeitsbezüge aber auch über intergenerative Anerkennung, Aufklärung und Einführung zu laufen. So haben ältere Kolleginnen diese Vielfältigkeit zu akzeptieren. Amy Richards, die Mitbegründerin der Third Wave Association, einer Organisation für junge Feministinnen in Amerika, formuliert diesen Gedanken folgendermaßen:

„Nicht das Thema Feminismus frustriert die jungen Frauen, sondern die Leute, die ihnen sagen, es gibt nur einen richtigen Feminismus.“<sup>273</sup>

Vielmehr sollte es darum gehen, in intergenerativen Kontakten diese Vielfältigkeit junger Feministinnen zu nutzen, um damit sowohl an internen Strukturen zu arbeiten als auch auf moderne Gesellschaftskonstrukte und Formen politisch zu reagieren. Durch die Institutionalisierung feministischer Arbeitsbezüge und die Auflösung einer breiten politischen Plattform haben sich, wie aufgezeigt, Zugänge und Anknüpfungspunkte feministischen Wirkens verändert. Um feministische Sozialarbeit weiterhin als gesellschaftliche Querschnittsperspektive zu sichern, gilt es die verschiedenen Zugänge und Berührungspunkte junger Frauen zu nutzen und schätzen zu lernen, um feministische Arbeit stetig und vielfältig gesellschaftlich zu verankern.

Eine weitere wichtige Analysekatgorie zum Thema intergenerative Perspektiven scheint die Notwendigkeit von *Rollenklärung und -findung* zu sein, denn „[d]ie Frage nach dem, was die ältere Generation mit der jün-

---

<sup>272</sup> G. 1487

<sup>273</sup> Interview mit Amy Richards In: taz 10.Woche. 29.Jahrgang. Ausgabe West, S. 7

geren wolle, legt unmittelbar die Beziehung der Generationen zueinander nahe.“<sup>274</sup> Anna spricht ein Mentorinnensystem an, in dem intergenerativer Kontakt gesichert und geleistet werden könnte: „(...) ihnen diese Rolle auch geben, einfach anerkennen und auch ernst nehmen, dass sie das auch genießen können, auch dadurch, dass sie uns gegenüber sich öffnen können. Das Wissen und Erfahrungen nicht einfach für sich behalten, sozusagen.“<sup>275</sup> Auf dieser Grundlage diskutieren die Drei verschiedene Möglichkeiten und Grenzen eines solchen intergenerativen Gefüges. Es kristallisiert sich heraus, dass Gedanken der Gleichberechtigung und Anerkennung zentrale Motive sind, die sie selbstbewusst benennen und einfordern können:

„Ich würde mich auch bestimmt nicht unterordnen lassen. Bestimmt nicht.“<sup>276</sup>

Sarah fasst einen weiteren Diskussionsstrang an anderer Stelle folgendermaßen zusammen:

„Ich denke, es kann ja auch um verschiedene Ebenen des Mentorinnenseins bedeuten. Also, das kann ja auch heißen, da hat jemand einfach Erfahrungswissen, von dem ich profitiere, indem sie über mir steht in ihrer Erfahrung. Aber das heißt nicht, dass sie mir als Mensch oder in der Machtposition übergeordnet zu denken, nur von ihrem Erfahrungswissen übergeordnet ist.“<sup>277</sup>

Da sich eine Beziehung nachhaltig und aufrichtig durch die Positionierung beider Seiten gestaltet, brauchen auch diese Impulse der jungen Frauen Raum und Gehör. Gleichzeitig müssen ebenfalls ältere Feministinnen diese Form von Beziehungsgestaltung betreiben und sich einlassen auf Vorstellungen, Wünsche und Forderungen der jüngeren Kolleginnen:

„Also deswegen, ist das mein Rat an die Älteren, dass sie sich auf den Weg zu uns machen, also für die Reflexion oder, wie heißt es, konstruktive Kritik, einfach.“<sup>278</sup>

Die konkrete Ausgestaltung bleibt dann Aushandlung, Verhandlung und ein gemeinsames Entdecken und Entwickeln. Barbara Stauber arbeitet in ihrem Artikel „Generationenbeziehungen und ihre Konsequenzen für die Mädchenarbeit“<sup>279</sup> fünf Folgen heraus, die ebenfalls für meine Argumentation gültig gemacht werden können. Darüber hinaus lassen sich die Forschungsergebnisse dieser Arbeit, mit Blick auf generationenspezifische

---

<sup>274</sup> Winkler In: Schweppe (Hrsg.) 2002, S. 44

<sup>275</sup> G. 1160-1162

<sup>276</sup> G. 1209-1213

<sup>277</sup> G. 1207-1208

<sup>278</sup> G. 1170-1171

<sup>279</sup> Stauber 2004 In: Neue Praxis. 34. Jahrgang. Heft 1, S. 38ff



und gesellschaftspolitische Merkmale, auf die Beziehung zwischen Pädagogin und Mädchen in der praktischen Mädchenarbeit übertragen und nutzen. Für die Autorin impliziert der Prozess des Generationenlernens primär den Umgang mit Generationenambivalenzen. Ähnlich wie in der vorliegenden Auswertung der Gruppendiskussion, gilt es einen Umgang mit der Verschiebung der Lebensthemen sowie den Ambivalenzen, die sich aus der Widersprüchlichkeit der Bewältigungsstrategien ergeben, zu finden. Sowohl für ältere als auch für jüngere Kolleginnen besteht die Herausforderung darin, „(...) beides zu erkennen: die Subjektleistung, das Handlungspotential genauso wie die (...) Antworten auf widersprüchliche Anforderungen; d.h. Bewältigungsstrategien zu dechiffrieren, ohne sie zu reduzieren.“<sup>280</sup> Nach Barbara Stauber sollte auch ein Umgang mit einem veränderten Verständnis von Eigenständigkeit erarbeitet werden. Neben der Selbstreflexion stellt auch das Wahrnehmen von Grenzen der Generationenverständigung einen wesentlichen Erkenntnisprozess dar. Neben diesen intergenerativen Perspektiven braucht es gleichzeitig das Wissen um die Notwendigkeit eines ausgefeilteren Berufsverständnisses feministischer Sozialarbeit, das sich sowohl darin behaupten muss Vielfaltigkeit zu adaptieren und Unterschiedlichkeit zu integrieren als auch politisch Position zu beziehen. In einem solchen kollektiven und intergenerativen Definitionsprozess könnte Tradition verankert und Innovation gesichert werden. Das Schaffen eines theoretischen und lebenspraktischen Konstrukts könnte einen entindividualisierenden Effekt haben und strukturelle, öffentliche Lösungen im Kontext gesellschaftlicher sowie politischer Rückbindung erlauben. Der Vorteil einer solchen berufsbezogenen Verortung läge in der Etablierung, Stabilisierung und Profilierung feministischer Arbeitsbezüge, denn durch den aufklärenden Charakter könnte mit idealisierten Vorstellungen aufgeräumt sowie intergenerative Kontakte mit Leben gefüllt werden. Auf Grundlage gemeinsamer Definitionsprozesse gilt es gleichzeitig den Anspruch an Unterschiedlichkeit und Vielfaltigkeit zu wahren und konstruktiv zu nutzen. Auch Margit Brückner scheint dieser Meinung zu sein:

„Frauen können jedoch nur dann frauenpolitisch weiterkommen, wenn Verschiedenheit in Überzeugungen, Fähigkeiten und Persönlichkeitsstrukturen akzeptiert werden und gleichzeitig das Wissen um die Ähnlichkeit aller Frauen vorhanden ist.“<sup>281</sup>

---

<sup>280</sup> Stauber 2004 In: Neue Praxis. 34. Jahrgang. Heft 1, S. 37

<sup>281</sup> Brückner 1996, S. 287

*„Das würde ich gerne mehr verstehen und dazu müsste sie ich vielmehr kennen und mir erzählen, mir beschreiben lassen. Ja.“<sup>282</sup>*

#### **4. „Da sind sie nun...!“ Ein abschließender Blick auf das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen**

Die theoretische Einführung sowie die qualitative Inhaltsanalyse mit dem zu Grunde liegenden Forschungsgegenstand – dem Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen – hat viel verraten, veröffentlichen und anregen können. Die Ergebnisse lassen sich als Diskussionsvorlage und Veröffentlichung persönlicher, feministischer und politischer Konfliktlagen verstehen. Begonnen mit einer historischen Rückschau auf die Entwicklung eines feministischen Berufsverständnisses in generationenspezifischer Ausformung will diese Arbeit mit einem resümierenden Blick auf das Berufsverständnis junger feministischer Sozialpädagoginnen enden. So bleibt zu konstatieren, dass junge feministische Sozialpädagoginnen ein berufliches Verstehen ihres feministischen Wirkens benennen und diskutieren können. Durch Prozesse der Vervielfältigung und Diversifizierung hat dieses Berufsverständnis, diese berufliche Identität, allerdings an Eindeutigkeit verloren. Im Gegensatz zu den aufgezeigten kollektiven Selbstverständnissen und Identitäten früherer frauenbewegter Zeiten, zeichnen sich gegenwärtige Zugänge durch Unterschiedlichkeit aus. Diese Unterschiedlichkeit gründet sich jedoch auf einem gemeinsamen Verstehen, auf gemeinsamen Motivationen, so zeigten es beispielsweise die Diskussionen um das Thema Betroffenheit. Ebenso verstehen sich die Selbstreflexion und das eigene Berührt- und Betroffensein als gemeinsamer Zugang, der allerdings nicht kollektiv eröffnet wird. Die Art der Ausgestaltung sowie der Weg hin zur feministischen Aktion und beruflichen Verortung wird individuell bereitet und weniger als kollektiver Akt inszeniert. Der Unterschied zu früheren Generationen feministischer Sozialpädagoginnen liegt demnach darin, dass die Umsetzung und das Einlösen eines feministischen Zugangs, so lehrte es uns ebenfalls Maria Bitzan, der individuellen, individualisierten Gestaltung unterliegen. Dass dieser Raum für Vielfältigkeit lebbar geworden ist, lässt sich aber nicht nur als Produkt moderner Gesellschaft und Individualisierung begreifen, sondern ebenfalls als generationenspezifische

---

<sup>282</sup> E. 162-163

Kompetenz verstehen. Sich außerhalb kollektiver Muster bewegen und in verschiedenen Wirs orientieren gelernt zu haben, kann als mutige und eigenwillige Ressource eingeordnet werden. Denn gerade der Umgang mit Unterschiedlichkeit war und ist ein konfliktbelastetes Thema frauenbewegter Zusammenhänge. Die bereits angesprochene entidealisierte Haltung gegenüber weiblichen Arbeitszusammenhängen scheint hier als Praxiskompetenz nutzbar. Es gilt diese Kompetenz und Ressource anzunehmen und in Verhandlung zu bringen. Denn feministische Arbeit, so wurde es in der Analyse der Gruppendiskussion deutlich, muss untereinander und miteinander verhandelt werden und sich immer weiter und wieder politisch verorten, um subtilen Formen der Marginalisierung, Abwertung und Entpolitisierungsmechanismen aufrichtig und mutig begegnen zu können. In diesem Sinne dokumentieren Beates Worte diesen Entpolitisierungsprozess feministischer und sozialer Arbeit:

„Und da war klar, die politische Arbeit gehört immer dazu. Und natürlich hast du damit Aufmerksamkeit erreicht, du hast Betroffene erreicht, es wurden immer mehr, der Bedarf wurde immer größer. Und letztendlich fiel die Entscheidung dann meistens dafür, dem Bedarf gerecht zu werden, also dem sozialarbeiterischen Teil gerecht zu werden. Und Öffentlichkeitsarbeit war immer verschiebbar, später machbar oder politische Arbeit, ja war nie so dringend wie eine Frau, die an der Tür stand.“<sup>283</sup>

Die Gruppendiskussionsteilnehmerinnen machten deutlich, dass sich Soziale Arbeit und politische Perspektive nicht ausschließen müssen, sondern integrale Bestandteile eines feministischen Berufsverständnisses sein können, entgegen einer „politisch leere[n] Generation.“<sup>284</sup> Auch wenn die Antworten zur Ausgestaltung eines solchen Politikbegriffs noch gesucht werden, lässt sich die politische Gestaltung sozialer Arbeit als feministisches Kriterium, Qualitätsmerkmal, Zugang und Motivation kennzeichnen. Will sich feministische Sozialarbeit weiterhin etablieren oder sogar neu positionieren, braucht es, auf einer solchen politischen Haltung gründend, das Formen eines generationenübergreifenden Profils. Die jungen feministischen Sozialpädagoginnen der Diskussion unterstreichen, dass sie sich bereits darin üben, generationenspezifische Verortungskriterien zu finden und zu formen. Dem steht allerdings Beates Antwort auf die Frage nach Kriterien eines feministischen Berufsverständnisses gegenüber: „Ne, also die gibt es nicht mehr. Die gab es eine Zeit lang in den Zeiten von Frauenhäusern, Notrufeinrichtungen, sexueller Missbrauch gegen

---

<sup>283</sup> E. 34-40

<sup>284</sup> G. 194-195

Mädchen und Jungen. Aber die gibt es so nicht mehr.“<sup>285</sup> Meiner Meinung nach machen diese unterschiedlichen Einschätzungen deutlich, dass sich die Feministinnen der Sozialen Arbeit gemeinsam zu verorten haben, um ein Profil feministischer Arbeit zu entwerfen und zu schärfen.

„Ich glaube ja, zwangsläufig, wenn ich mich entscheide zwangsläufig mit Mädchen oder Frauen zu arbeiten, indem ich sie bewusst als Mädchen und Frauen sozialisiert wahrnehme und ihre Lebensumstände strukturell, auch strukturell begreife, geht das gar nicht anders. Wird daraus ein feministisches Berufsbild? Ich glaube, ich wüsste nicht genau, was ist ein feministisches Berufsbild. Meine Grundhaltung diese Arbeit zu tun ist eine feministische. Bin ich deshalb eine feministische Sozialarbeiterin?“<sup>286</sup>

So hat auch die Diskussion der Gruppe zum Thema Platzierung feministischer Arbeit, ob von Außen kommend oder in der Mitte stehend, gezeigt, dass eine solche Standortbestimmung notwendig ist. Denn gleichzeitig impliziert die Frage nach dem „wohin?“ auch die Suche nach dem „woher?“ In diesem Spannungsfeld feministischer Verortung liegt die Chance intergenerativer Beziehungen und Gestaltung. Denn die Antworten, das Finden eines gemeinsamen Weges, bedingt einen Dialog der Generationen, um zusammen Wege, Richtungen oder Abkürzungen zu ergründen und entdecken. Gleichzeitig gilt es Konfliktpotentiale darin ernst zu nehmen, denn in der Mitte angekommen zu sein ist schließlich nicht nur Antrieb zum Aufbruch, sondern Erfolg feministischer Bestrebungen. Es geht in diesem Kontext also sowohl um Anerkennung dieser geleisteten Wegstrecke als auch um die Aufdeckung und Analyse der Argumente und Realitäten, die ein Weitergehen verlangen. Ziele zu entwerfen, die Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit integrieren und Gemeinsamkeiten bewahren, scheint daher ein wesentlicher Auftrag und Perspektive zum Formen eines intergenerativen Berufsverständnisses zu sein. Es gilt sich in gemeinsamen Motivationen, Widersprüchen, Konflikten und verdeckten Realitäten zu Recht zu finden und politische Öffentlichkeit zu gestalten. Denn vor allem im Umgang mit politischen Größen gilt es neue Bündnispartnerinnen zu finden, um Bedingungen wieder gestalten und Umstände definieren zu lernen. Nadine begreift dies ebenfalls als Aufgabe: „(...) sich auch zu vernetzen und zu gucken, mit wem kann ich Politik machen an welcher Stelle, wen hole ich mit ins Boot und wenn lasse ich außen vor.“<sup>287</sup> Gerade im Zuge von Qualitätsmanagement und Gender Mainstreaming hat sich feministische Sozialarbeit in ihrer Tradition und

---

<sup>285</sup> E. 175-177

<sup>286</sup> E. 226-232

<sup>287</sup> G. 1085-1086

Geschichte ernst zu nehmen, um sich zu finden, zu repolitisieren, abzugrenzen und damit zu profilieren. Der erste Schritt muss dabei der intergenerative Austausch sein, der die Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sichert. Susanne Weingarten und Marianne Wellersdorf schlussfolgerten in diesem Zusammenhang:

„Es ist Zeit für eine neue, politische Frauenbewegung. Diese muß endlich ansetzen am erreichten (latent) feministischen Bewusstseinsstand der Frauen (...) in unserer Gesellschaft, statt überaltete Dogmen in die Zukunft zu verlängern.“<sup>288</sup>

Denn wenn Dörthe Jung formuliert, dass es in den letzten 20 Jahren nicht gelungen sei, tragfähige Strukturen zu entwickeln, in denen Unterschiedlichkeit ausgehalten werden können, dann soll sich diese Arbeit als weitere Begründung dieser Strukturentwicklung verstehen lassen.<sup>289</sup> Wenn Vielfältigkeit als Strategie oder Qualität genutzt werden soll, dann braucht es Räume, Anerkennung und strukturelle Perspektiven zur Verankerung dieses Spezifikums einer neuen, alten, gemeinsamen Generation feministischer Sozialpädagoginnen.

„Das hieße von Strukturen zu sprechen, in denen die Erfahrung der politischen Praxis, die Erinnerung an jene emphatischen Zeiten des Beginns bewahrt sind, ohne die Widersprüche/Widerstände zu verleugnen.“<sup>290</sup>

Dörthe Jung spricht in diesem Zusammenhang von einem kollektiven Desillusionierungsprozess auf dessen Grundlage neue, gemeinsame Utopien gestrickt werden könnten, die sich bewusst mit Vielfältigkeiten und Unterschiedlichkeiten sowie Konflikten auseinander setzen wollen und verhindern könnten, „(...)daß die aktiven Frauen den Mut zum Träumen nahezu verlieren.“<sup>291</sup> Ich bin der Meinung, dass es für diese Prozesse Zeit, Räume und vor allem die Entscheidung braucht, einander ernst zu nehmen, anzusehen und zu begegnen. Es gilt sich an die Energien und Utopien früherer frauenbewegter Zeiten zu erinnern, um Visionen zu entwickeln, die letztendlich Hoffnung, Perspektive und Legitimation feministischer Sozialarbeit repräsentieren. Der Raum zwischen gegenwärtiger Vielfältigkeit und dem historisch gewachsenen Gefühl „Frauen gemeinsam sind wir stark!“ muss als Chance verstanden, neu besetzt und politisch gestaltet werden. Dieses Nutzen von Synergieeffekten und generationenspezifischen Stärken lässt dann vielleicht eine optimistischere

---

<sup>288</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 19

<sup>289</sup> Vgl. Jung In: Rieger 1993, S. 29

<sup>290</sup> Jung In: Rieger 1993, S. 26

<sup>291</sup> Nienhaus In: Rieger 1993, S. 51



Antwort auf die Frage: „Wo siehst du feministische Sozialarbeit in 20 Jahren?“ zu:

„Oh je! Vergendert; undeutlich; Arm in Arm mit den Jungs und all den Frauen, die mit Männern ‚keine Probleme‘ haben.“<sup>292</sup>

Dann stellt sich abschließend in Anlehnung an Nadine wieder die Frage: „Wer macht es?“<sup>293</sup> Mein Appell will auffordern und hinweisen auf die Verantwortung und Chance, die junge Frauen in der Übernahme dieser Verantwortung und jenes Handlungsauftrages haben. Es gilt sich als aktiver und gestaltender Part verstehen zu lernen. Denn auf jeden Fall gibt es sie, die jungen feministischen Frauen, nach denen Barbara Coors fragte: „Sagt mir, wo die jungen Frauen sind, wo sind sie geblieben?“<sup>294</sup> Vielleicht treten sie anders auf als erwartet oder hören sich anders an als gedacht oder zeichnen sich eher durch ein vervielfältigtes und diversifiziertes Wir-Gefühl aus, denn „[s]elbst wo es Nachwuchs gibt, wird er nicht wahrgenommen, weil er eine andere Sprache spricht, einen anderen Stil pflegt, von anderen Prämissen ausgeht und den Älteren vielleicht nicht immer mit Respekt begegnet.“<sup>295</sup> Damit diese jungen feministischen Sozialpädagoginnen gesehen werden können, müssen sie auch gesehen werden wollen. Denn gleichzeitig ist es auch der Auftrag älterer Kolleginnen „etwas“ zu machen, einzustehen und in Verhandlung zu treten. So schlussfolgert Beate: „Was ich nicht weiß, würde ich vielleicht nicht wahrnehmen.“<sup>296</sup> Der Blick sollte demnach mehr auf die jungen, aktiven und wissbegierigen Feministinnen gelenkt werden, die in ihrer Vielfältigkeit präsent und handelnd erscheinen, anstatt sich auf diejenigen zu berufen, die feministische Traditionen nicht pflegen oder anerkennen. Damit geht ebenfalls die Übernahme von Verantwortung einher, denn jungen feministischen Sozialpädagoginnen Vertrauen, Diskussionswillen und Verhandlungsbereitschaft sowie Beistand zuzusprechen, versteht sich damit als Auftrag älterer Kolleginnen. Was das genau bedeuten kann hat diese Arbeit in Ansätzen aufzeigen wollen und können. Es gilt die hier angesprochenen Themen miteinander zu besprechen und individuell sowie politisch zu verhandeln. Damit sollten sich sowohl jüngere als auch ältere Kolleginnen als Teil dieses „Wir“ fühlen und verstehen lernen. Einen Beitrag zu einem solchen gemeinsamen Verortungsprozess

---

<sup>292</sup> Vgl. Kurzfragebogen, bei der Autorin einsehbar

<sup>293</sup> G. 1487

<sup>294</sup> Coors In: Rieger 1993, S. 123

<sup>295</sup> Weingarten/Wellersdorf 1999, S. 16

<sup>296</sup> E. 126

kann nach Auswertung dieser Arbeit und meiner Meinung das Formen eines transparenteren feministischen und intergenerativen Berufsverständnisses leisten und dafür sollten neue-alte Räume zum Streiten, Denken, Träumen und Dialog führen zurückerobert und neu besetzt werden, um gemeinsam die Zukunft feministischer Sozialarbeit zu gestalten und zu entwerfen:

*„Das ist ja der Titel meiner Diplomarbeit: Hier sind wir – Ausrufezeichen.“<sup>297</sup>*

---

<sup>297</sup> G. 1506



## Literaturverzeichnis

Die in den Fußnoten mit „G.“ und „E.“ bezeichneten Angaben beziehen sich auf die Gesprächsprotokolle der Autorin. Diese wurden aus Gründen der Anonymisierung hier nicht mit abgedruckt.

1. BAG FORSA (2004): Qualitätsstandards für die Arbeit in den feministischen Beratungsstellen gegen sexualisierte Gewalt an Mädchen und Frauen. Berlin.
2. Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden.
3. Bitzan, Maria / Klöck, Thilo (1993): Wer streitet denn mit Aschenputtel. Konfliktorientierung und Geschlechterdifferenz. München.
4. Bitzan, Maria (2000): Konflikt und Eigensinn In: Neue Praxis. 30. Jahrgang, Heft 4, Seite 335-346.
5. Bitzan, Maria (2002): Sozialpolitische Ver- und Entdeckungen. Geschlechterkonflikte und Soziale Arbeit. In: WIDERSPRÜCHE, Zeitschrift für sozialistische Politik in Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 22. Jahrgang, Nr. 2, Heft 84, Seite 27-42.
6. Böhnisch, Lothar (2005): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim/München.4., überarbeitete Auflage.
7. Brückner, Margit (1991): Betroffen Frau, bezahlte Hausfrau, Expertin oder...? In: Sozial Extra , Jahrgang 10, Heft 6, Seite 5-7.
8. Brückner, Margit: Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen: Auf der Suche nach neuen Wegen. In: Thole, Werner (Hrsg.) (2002): Grundriss Sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen, Seite 376-385.
9. Brückner, Margit (1992): Frauenprojekte zwischen geistiger Mütterlichkeit und feministischer Arbeit. In: Neue Praxis, 22. Jahrgang, Heft 6, Seite 524-535.
10. Brückner, Margit (1996): Frauen- und Mädchenprojekte. Von der feministischen Gewissheit zur neuen Suchbewegung. Opladen.
11. Brockhaus, Ulrike / Kolshorn, Maren (1993): Sexuelle Gewalt an Mädchen und Jungen: Mythen, Fakten, Theorien. Frankfurt, New York.
12. Cottmann, Angelika / Kortendiek, Beate / Schildmann, Ulrike (Hrsg.) (2000): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung. Einblick und Ausblick. Opladen.

13. Coors, Barbara In: Rieger, Renate (Hrsg.) (1993): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt/Main; New York, Seite 123-130.
14. Cremer, Christa / Bader, Christiane / Dudeck, Anne (Hrsg.) (1992): Frauen in sozialer Arbeit. Zur Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit. Weinheim/München, 2. Auflage.
15. Ebenfeld, Melanie: Gedanken einer vierundzwanzigjährigen Gender-Aktivistin. In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hrsg) (2005): Wer schreibt, der bleibt: Die neue Frauenbewegung. 28. Jahrgang, Heft 66/67, Seite 195-202
16. Fesel, Verena / Rose, Barbara / Simmel, Monika (Hrsg.) (1992): Sozialarbeit – ein deutscher Frauenberuf. Kontinuität und Brüche im 20. Jahrhundert. Pfaffenweiler.
17. Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hrsg.) (2003): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München.
18. Flick, Uwe (1998): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft. Reinbek, 3. Auflage.
19. Flick, Uwe (2006): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek, 4. Auflage.
20. Götter, Margit / Walser, Karin (Hrsg.) (2002): Gender und soziale Praxis. Königsstein / Taunus.
21. Haugg, Frigga (2003): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus. Band 1. Hamburg.
22. Hering, Sabine / Münchmeier, Richard (2000): Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim / München.
23. Holland-Cunz, Barbara Interview In: DIE ZEIT, 24.08.2006, 61. Jahrgang, Nummer 35, Seite 53.
24. Hörmann, Martina (2002): Vom kreativen Chaos zum professionellen Management. Organisationsentwicklung in Frauenprojekten. Opladen.
25. IMMA e.V (2005): 20 Jahre IMMA – Mädchen gehen ihren Weg – anlässlich des 20sten IMMA Jubiläums am 23. Juni.2005. Dokumentation des Fachtags. München.



26. Jung, Dörthe In: Rieger, Renate (Hrsg.) (1993): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt / Main; New York, Seite 23-39.
27. Jünemann, Rita (2000): Geschlechtstypische Identitätsbildungsprozesse in der professionellen Sozialen Arbeit. Opladen.
28. Koppert, Claudia (1993): Glück Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen. Berlin.
29. Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussionen. Theorie und Praxis. Weinheim, Basel, 2. Auflage.
30. Peter, Loos / Schäffer, Burkhard (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen.
31. Mayring, Philipp In: Flick Uwe (2000) (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, Seite 468-475.
32. Moser, Heinz (1995): Grundlagen der Praxisforschung. Freiburg.
33. Moser, Heinz (1998): Instrumentenkoffer für den Praxisforscher. Freiburg.
34. Nienhaus, Ursula D. In: Rieger, Renate (Hrsg.) (1993): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt/Main; New York, Seite 39-54.
35. Nestmann, Frank / Schmerl, Christiane (Hrsg.) (1991): Frauen – Das hilfreiche Geschlecht. Dienst am Nächsten oder soziales Expertentum? Reinbek.
36. Oestreich, Heide (2007) In: taz 10.Woche, 29.Jahrgang, Ausgabe West, Seite 3.
37. Olk, Thomas: In: Nestmann, Frank / Schmerl, Christiane (Hrsg.) (1991): Frauen – Das hilfreiche Geschlecht. Dienst am Nächsten oder soziales Expertentum? Reinbek, Seite 85-107.
38. Rabe-Kleberg In: Rendtorff, Barbara / Moser, Vera (Hrsg.) (1999): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen.
39. Rendtorff, Barbara / Moser, Vera (Hrsg.) (1999): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen.

40. Riege, Marlo (1996): Frauen in der Sozialen Arbeit. Deutsche, englische und italienische Sozialarbeiterinnen im Vergleich. Mönchengladbach.
41. Rieger, Renate (Hrsg.) (1993): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt / Main; New York.
42. Rommelspacher, Birgit: In: Nestmann, Frank / Schmerl, Christiane (Hrsg.) (1991): Frauen – Das hilfreiche Geschlecht. Dienst am Nächsten oder soziales Expertentum? Reinbek, Seite 124-148.
43. Sachße, Christoph (1996): Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929. Frankfurt am Main.
44. Schäfers, Bernhard / Kopp, Johannes (2006): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, 9. grundlegend überarbeitete und aktualisierte Auflage.
45. Schenk, Herrad (1983): Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München, 3. unveränderte Auflage.
46. Schimpf, Elke In: Rendtorff, Barbara / Moser, Vera (Hrsg.) (1999): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen, Seite 247-265.
47. Schröder, Iris (2001): Arbeiten für eine bessere Welt. Frauenbewegung und Sozialreform 1890-1914. Frankfurt / Main
48. Schwarz, Guido (2000): Qualität statt Quantität. Motivforschung im 21. Jahrhundert. Opladen.
49. Schwendtke, Arnold (1995): Wörterbuch der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Heidelberg/Wiesbaden. 4. überarbeitete und erweiterte Auflage.
50. Schweppe, Cornelia (Hrsg.) (2002): Generationen und Sozialpädagogik. Theorienbildung, öffentliche und familiale Generationenverhältnisse, Arbeitsfelder. Weinheim, München.
51. Sichtermann, Marie In: Rieger, Renate (Hrsg.) (1993): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt / Main; New York, Seite 83-100.

52. Simmel-Joachim, Monika / Schäfer, Reinhild (2005): Frauenstudien zur Sozialen Arbeit. Wie genderbezogenes Wissen in die berufliche Praxis Eingang finden kann. Königstein / Taunus.
53. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hrsg.) (1993): beiträge zur feministischen theorie und forschung: feminis-muß, 16.Jahrgang, Heft 35.
54. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hrsg) (2005): beiträge zur feministischen theorie und forschung:Wer schreibt, der bleibt. Die neue Frauenbewegung, 28. Jahrgang, Heft 66/67.
55. Stauber, Barbara (2004): Generationenbeziehungen und ihre Konsequenzen für die Mädchenarbeit. In: Neue Praxis. 34. Jahrgang. Heft 1, Seite 30-39.
56. Strauss, Anselm / Juliet, Corbin (1996): Groundet Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
57. Tübinger Institut für frauen-politische Sozialforschung e.V. (Hg.) (1998): Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung. Pfannweiler.
58. Wallner, Claudia (2006): Feministische Mädchenarbeit. Vom Mythos der Selbstschöpfung und seine Folgen. Münster.
59. Weingarten, Susanne / Wellersdorf, Marianne (1999): Die widerspens-tigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung. Köln.
60. Wendt, Wolf Rainer (1995): Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstver-ständnisses. Beruf und Identität. Freiburg.
61. Winkler, Michael In: Schweppe, Cornelia (Hrsg.) (2002): Generatio-nen und Sozialpädagogik. Theorienbildung, öffentliche und famili-ale Generationenverhältnisse, Arbeitsfelder. Weinheim, München, Seite 41-65.
62. Wolf, Naomi (1993): Die Stärke der Frauen. Gegen den falsch verstan-denen Feminismus. München.

Für all die Menschen,  
große & kleine  
Feministinnen und Feministen,  
die mit mir gestritten, diskutiert,  
geträumt und gedacht haben.  
Diejenigen, die mich unterstützt haben  
auf dem Weg zu dem,  
wer ich bin & wo ich bin:  
eine junge feministische Sozialpädagogin  
im intergenerativen Dialog.

Besonderer Dank gilt  
Elke Schimpf, Bärbel Benzel und Brigitte Braun,  
Philipp Massier, Inga Barkhausen und meiner Familie  
sowie meinen Diskussionspartnerinnen,  
die mir den Rahmen für diese Entwicklung schenkten.